

MENORA

Die messianische Zeitschrift | Nr. 15



Wer hat so etwas je gehört, wer hat dergleichen je gesehen? Wird ein Land an einem einzigen Tag zur Welt gebracht oder eine Nation mit einem Mal geboren? (Jesaja 66,8)

Liebe Leser und Freunde der MENORA!

Am 14. Mai dieses Jahres haben wir das 70. Jubiläum der Staatsgründung Israels gefeiert. Nach dem jüdischen Kalender feiert man sie am 4. Ijar, der dieses Jahr auf den 19. April fiel. Wir sehen in der Staatsgründung eine Erfüllung biblischer Prophetie. Diese Ausgabe widmet sich diesem vielschichtigen Thema von verschiedenen Seiten. Wir beschäftigen uns mit mehreren erfüllten Prophetien aus den Büchern Hesekiel und Jesaja sowie der ungebrochenen Sehnsucht nach Jerusalem im Psalm 122. Diese Sehnsucht verspürte auch ein berühmter jüdischer Dichter, dessen Lebensreise ihn von Spanien nach Jerusalem führte. In einer weiteren Geschichte lernen Sie einen Rabbiner kennen, der unfreiwillig nach Jerusalem gelangte. Ein aktueller Reisebericht schildert auf spannende Weise die Begegnungen eines jungen Wanderers mit Gott und seinen Mitmenschen auf dem Israel-Trail. Freuen Sie sich auch auf ein ausführliches Interview mit dem Rabbiner einer messianischen Gemeinde in Nordisrael. Außerdem beschäftigen wir uns mit einem Gebet für den Staat Israel und den Bußgebeten „Slichot“ aus dem Siddur. Ein weiterer Artikel setzt sich mit einem kürzlich erschienenen Buch über die messianische Bewegung in Deutschland auseinander. Wir wünschen unseren Leserinnen und Lesern eine anregende Lektüre mit dieser neuen Menora-Ausgabe.

- | | | | |
|----|--|----|---|
| 04 | Gemeindeportrait Majim Sormim | 25 | Vergesse ich dich, Jerusalem,
so verdorre meine Rechte |
| 11 | Ein Rabbiner findet den Messias | 28 | Auferstehung Israels |
| 16 | Mit Gott auf dem Shvil Israel | 32 | Jiddische Redensarten |
| 21 | Messianische Juden -
eine Provokation | 33 | Schatztruhe der Weisheit |
| 22 | Slichot & Jamim Nora'im | | |

GEBET FÜR DEN STAAT ISRAEL

התפילה לשלום המדינה



Unser himmlischer Vater, Fels Israels und sein Erlöser, segne den Staat Israel (...). Schütze ihn mit den Fittichen Deiner Gnade und breite über ihn den Schutz Deines Friedens aus.

Sende Dein Licht und Deine Wahrheit seinen Führern und Leitern und unterrichte sie mit Deinem guten Rat. Gib Frieden dem Land, und all seinen Bewohnern ungetrübte Freude.

Unserer Brüder, des ganzen Hauses Israel, gedenke ihrer in allen Ländern der Zerstreuung und führe sie bald aufrecht nach Zion, Deiner Stadt, nach Jeruschalajim, der Wohnstätte Deines Namens, so wie in der Tora Deines Dieners Mosche geschrieben steht:

«Wenn du bis an der Himmel Ende verstoßen wärest, so wird dich doch der HERR, dein Gott, von dort sammeln und dich von dort holen und wird dich in das Land bringen, das deine Väter besessen haben, und wirst es einnehmen, und er wird dir Gutes tun und dich mehren über deine Väter. Und

der HERR, dein Gott, wird dein Herz beschneiden und das Herz deiner Nachkommen, dass du den HERRN, deinen Gott, liebst von ganzem Herzen und von ganzer Seele, auf dass du leben mögest.» (5.Mo 30,4-6)

Vereinige unsere Herzen in Liebe und Achtung vor Deinem Namen, um alle Satzungen Deiner Tora zu bewahren. Sende uns bald den Sohn Davids, den Maschiach Deiner Wahrheit, um die zu erlösen, die auf Deine endgültige Hilfe hoffen.

Zeige Dich in der Größe Deiner Kraft allen Bewohnern Deiner Welt, damit alle, die atmen, verkünden können: Der Ewige, der Gott Israels, ist König, und Sein Reich herrscht über alles, Amen.

Messianische Gemeinde Majim Sormim

(Fließendes Wasser)

von Gemeindeleiter Rostislav Kucharovski



Die Gemeinde Majim Sormim in Kirjat Ata (Israel) wurde am 11. Oktober 2000 gegründet – nur einen Tag nach unserer Ankunft in Israel. Die Gemeinde bestand am Anfang aus meiner Frau, meiner älteren Tochter und mir. Wir begannen mit drei Gottesdiensten pro Woche und noch heute treffen wir uns an denselben Wochentagen. Nach drei Jahren hatten wir bereits zwölf Mitglieder, nach neun Jahren 25. Heute besteht unsere Gemeinde aus 80 Mitgliedern und sechs Hauskreisen in verschiedenen Regionen im Norden Israels.

2006 registrierten wir uns als Synagoge, um Steuerfreiheit zu erlangen. Von 2009 bis 2013 kämpften wir vor Gericht gegen die Kommunalverwaltung von Haifa um unseren Status, weil er uns streitig gemacht wurde. Wir gewannen und uns wurde vollständige Steuerfreiheit gewährt. Wir sind damit eine der ersten messianischen Gemeinden in Israel und die allererste im Norden Israels, die als offiziell anerkannte messianische Synagoge existiert. Das Bekenntnis unserer Gemeinde ist ein offenes Zeugnis über Jeschua haMaschiach. Unsere Mitglieder teilen ihren Glauben in der Schule, auf der Arbeit, in der Armee und selbst unsere Kinder beten öffentlich in ihren Kindergärten.

Als Gemeindeleiter fördere ich die Jüngerschaft. Inzwischen haben wir zwei Prediger

und drei ordinierte Diakone. Außerdem haben alle sechs Hauskreise feste Leiter mit je einem Assistenten.

Artur Davidov ist ordiniertes Prediger und Jugendleiter in unserer Hauptgemeinde. Darüber hinaus ist er der Leiter unserer neuen hebräischsprachigen Gemeinde Be'er haChajim (Quelle des Lebens) in Naharija. Sie wurde im Februar 2016 gegründet.

Slava Verenchik ist ordiniertes Prediger und unterstützt mich bei der Erarbeitung der Liturgie unserer Gemeindeveranstaltungen und bei der Organisation verschiedener traditioneller Zeremonien. Das sind etwa Fastentage, Simchat Tora, Chuppa, Bar Mizwa, Beschneidung usw.

Darüber hinaus haben wir jeden Montag außerhalb des Schabbats einen eigenständigen Dienst speziell für Kinder. Am Schabbat sollen alle Kinder die Möglichkeit haben, gemeinsam mit ihren Eltern am Gottesdienst teilzunehmen.

Unsere Ziele sind die vollständige Integration in die israelische Gesellschaft und die Wiederherstellung des jüdischen Selbstbewusstseins. Wir möchten denjenigen ihre jüdische Identität zurückgeben, die unter der sowjetischen Ideologie und dem Antisemitismus gelitten hatten. Wir bringen den Leuten bei, die Feste des Tanach zu feiern und gemäß der jüdischen Tradition

zu leben. Bei unseren neugeborenen Jungen führen wir am achten Tag die Beschneidung in der Gemeinde durch. Für diejenigen, die eine Familie gründen möchten, führen wir die Chuppa durch. Die Gemeinde ist eine lebendige, große Familie, in der einer dem anderen hilft und wir einander beistehen.

Unser weiteres Ziel ist es, mehr mit Leuten in der Diaspora zu kooperieren.

Interview

Imit dem Gemeindeleiter Rostislav Kucharovski. Der 50-jährige Jude hat vor 17 Jahren Alija¹ nach Israel vollzogen und wohnt seitdem in Kirjat Ata, was „Stadt des Gewandes“ bedeutet. Heute gilt die Stadt als verhältnismäßig religiös geprägt.

Rostislav, woher stammst du und was war deine frühere Tätigkeit?

Ich bin in Kiew geboren und habe am Kiewer Polytechnischen Institut studiert. Anschließend hatte ich eine eigene kleine Firma in Kiew. Nach dem Zerfall der Sowjetunion haben wir Instandhaltungsarbeiten in Büros und Wohnungen durchgeführt. Ich beschäftigte einige Handwerker und es gab genügend Aufträge, man kannte uns ganz gut in der Stadt. Es war also bei Weitem kein Leben in Armut. Natürlich war ich kein Großunternehmer oder Oligarch, aber dennoch konnte ich für meine Frau und mich sowie für meine Mutter je eine Eigentumswohnung erwerben. Es war also ein Leben in guten Verhältnissen.

Wie konntest du dich dazu durchringen, nach Israel auszuwandern, obwohl dadurch dein Wohlstand auf dem Spiel stand?

Ich wusste einfach, dass ich nach Israel gehen muss. Daher habe ich ganz bewusst alle

Brücken hinter mir abgebrochen, um nicht mehr zurückzublicken. Die Wohnungen habe ich verkauft, auch wenn klar war, dass die Immobilienpreise noch steigen würden. Zu Beginn war es in Israel schwer für uns, weil es viel Ungewohntes und Belastendes gab. Meine Ehefrau und ich sind schon über 30 Jahre zusammen. Uns war klar, dass wir bei unserer Auswanderung einiges durchmachen müssen. Wir lernten Hebräisch in einem Ulpan² und ich war versucht, stattdessen eine Arbeitsstelle anzunehmen. Aber meine Frau sagte: „Nein, wir werden von dem leben, was im Moment da ist. Das Wichtigste ist, dass du die Sprache lernst.“ Also schlossen wir den Ulpan-Kurs ab und ich absolvierte anschließend noch einen Kurs für arbeitssuchende Ingenieure. Dort konnte ich die hebräische Sprache nochmals vertiefen, meine Ingenieurs-Qualifikation anerkennen lassen und bekam danach die Möglichkeit, als Schweißer und Schlosser zu arbeiten.

Wie gelang es dir, die Arbeit, deinen Dienst und das Familienleben unter einem Hut zu bringen?

Ich habe elf bis zwölf Stunden am Tag gearbeitet. Bei meiner Tätigkeit als Schweißer verbrauchte ich dabei etwa 25 kg Elektroden in einer Schicht. Das war nicht das Arbeitstempo, an das ich als ein sowjetischer Mensch gewöhnt war. Und danach hatten wir Gottesdienst um 19 Uhr, sodass ich manchmal aufgrund der Feierabendstaus nur kurz unter die Dusche springen konnte, bevor ich ans Rednerpult trat. Ich möchte nicht, dass jemand dies als Heldentat oder ähnliches bewertet. Ich konnte mir keinen anderen Weg vorstellen, deshalb war es für mich zwar physisch anstrengend, wie für jeden anderen Menschen, aber innerlich fühlte es sich leicht an. Ich würde keinen



einzigsten herausfordernden Tag mit Gott eintauschen gegen ein noch so reiches und leichtes Leben ohne Ihn.

Für alles Wichtige fand ich genügend Zeit. Wofür jedoch keine Zeit mehr blieb, war fernzusehen, deshalb haben wir auch gar keinen Fernseher. Ich bekomme auch mit, dass dies manchen Menschen sehr viel Zeit raubt. Ich bin kein Gegner des Fernsehens, doch muss ich Prioritäten setzen. Wenn ich keine Zeit für etwas habe, streiche ich das von der Liste. Um etwas Wichtiges zu erreichen, kann ich auf etwas Unwichtiges durchaus verzichten.

Was würdest du denen raten, die planen, nach Israel heimzukehren?

Ich möchte ihnen Folgendes bewusst machen: Wenn ein Jude nach Israel heimkehrt, so trägt er seinen Teil dazu bei, Gottes Prophetie vom Auszug zu erfüllen. Wenn er dann aber anfängt sich zu erkundigen, wie hoch die Mieten sind, wo es sich am bequemsten leben lässt..., dann stimmt doch etwas in seinem Inneren nicht. Denn wenn du sagst, du gehst nach Israel, um Gott zu dienen und du legst dein Leben auf den Altar – was macht es dann für einen Unterschied, wie viel die Lebensmittel oder das Benzin kosten werden? Du bezahlst einen Preis dafür, dass du an dem Ort sein kannst, wo Gott dich sehen will. Wenn du hingehst, um Gott zu dienen, wozu fragst

du dann, wie hoch die Gehälter sind und wie viel eine Wohnung dort kostet? Avram hat auch nicht gefragt, wie teuer das Leben sein würde in dem „Land, das ich dir zeigen will“ – vielleicht würde es dort ganz anders sein als in Ur in Chaldäa? In Ur war nämlich alles vertraut, Familie und Freunde waren in der Nähe... aber dort? Würde es wenigstens Wasser geben? Avram stand einfach auf und zog los. Und er verstand, dass Gott ihn dorthin rief. Also würde Gott ihn dort auch versorgen. Jeschua hat es auf den Punkt gebracht: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles [wonach die Heiden trachten] zufallen.“ (Mk 6,33)

Ich möchte hinzufügen, dass ich Gott allgemein nicht um materielle Güter bitte, sie kommen selbst zu ihrer Zeit. Das, was Gott mir gibt, dafür danke ich Ihm.

Lass uns über deine Gemeinde sprechen. Sind ihre Mitglieder bereits gläubig gewesen, als sie aus der Diaspora nach Israel zurückgekehrt sind? Und wächst die Gemeinde auch durch weitere gläubige Neueinwanderer?

In unserer Gemeinde gab es bisher keine einzige Familie, die schon gläubig „von drüben“ nach Israel gekommen ist, in unserer Gemeinde aufgetaucht ist und gesagt hat: „Wir sind neu eingewandert und suchen nun eine Gemeinde, in die wir gehen kön-

nen – dürfen wir hier bleiben?“

Der Alija-Zustrom hat stark abgenommen und im letzten Jahrzehnt ist sogar die Auswanderungsrate aus Israel höher als die Einwanderungsrate.

Aus dieser Antwort schließe ich, dass Evangelisation in eurer Gemeinde kein Fremdwort ist?

Wir praktizieren Evangelisation, benutzen aber den Begriff nicht. Nicht weil er schlecht ist, sondern weil er im christlichen Verständnis eine bestimmte Aktion beschreibt: Lobpreis, kurze Predigt..., in der Bahn, auf dem Markt... Doch in Israel sprechen wir von Herz zu Herz; die Menschen achten dabei mehr darauf, was wir tun, wie wir handeln, und sind daraufhin erst bereit uns zuzuhören.

Wo findet bei euch die Tvila³ statt?

In Israel gibt es eine geniale Möglichkeit – ich sehe dies als einen „Bonus“ von Gott – dass Menschen im Jordan untertauchen können. Dort, wo Jeschua selbst untergetaucht ist, wo Jochanan die Israeliten zur Buße aufrief vor dem Kommen des Messias... Ich sehe es als ein Muss an, die Tvila im Jordan durchzuführen, wenn man in Israel lebt. Sonst wäre es so, als käme man zu einer Hochzeit und würde beschließen zu fasten! Viele Menschen pilgern von weit her an diesen Ort, geben viel Geld für die Reise

aus, um im Jordan unterzutauchen, und wir sind nur eine Autostunde davon entfernt. Das ist kein so großes Opfer und keine allzu hohen Ausgaben für uns. Wir fahren normalerweise als ganze Gemeinde, laden auch Gäste dazu ein, selbst wenn nur eine Person Tvila vollziehen möchte. Wenn der Herr um eines einzigen Menschen willen auf die Erde gekommen wäre, warum sollte dann eine Gemeinde nicht um eines Mitglieds willen zum Jordan fahren? Ich mache das immer am ersten Schabbat des neuen Monats, an dem wir Abendmahl feiern. So kann der frisch Untergetauchte auch am Abendmahl teilnehmen und dadurch eins werden mit dem Leib des Messias.

Wie sieht euer Gemeindeleben unter der Woche aus?

Wir haben dreimal in der Woche Gottesdienst. Darüber hinaus gibt es Jugend-, Kinder-, Frauenkreise und Lobpreis-Probetreffen. Es ist keine heilige Pflicht, an diesen Diensten teilzunehmen, sondern vielmehr ein dringendes Bedürfnis, die Glaubensgeschwister zu treffen, gemeinsam unseren König anzubeten und Gemeinschaft mit Ihm und miteinander zu haben. Deshalb sehnen wir diese Treffen herbei. Sie sind für uns wie ein Familienfest, ein freudiges Ereignis. Dabei hilft uns das Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, unser Inneres auf Gott auszurichten.

Rostislav Kucharovski,
Gemeindeleiter Majim Sormim, Haifa



Gibt es bei euch in der Gemeinde Heilungen und andere Wunder?

Gott hat sich nicht verändert und ist heute noch derselbe wie zur Zeit Avrahams, Jizchaks und Jaakovs. Wir leben nicht in der Erwartung eines Wunders, aber wir sind immer bereit, Wunder als solche zu sehen und anzunehmen. Die Theologie unserer Gemeinde ist so gestaltet, dass wir Gott auch dann nachfolgen werden, wenn Er keine Wunder für uns tut, denn Sein Wort leitet uns und Seine Verheißungen gelten Seinen treuen Nachfolgern. Jede Heilung ist eigentlich zeitlich beschränkt. Das sieht man, wenn man Kapitel 53, Vers 5 des Propheten Jesaja genauer unter die Lupe nimmt: „...durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Es ist aber nicht gesagt, dass wir von Grippe, Krebs oder Knochenbruch geheilt sind. Nein, dort heißt es: „Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Die Hauptkrankheit der Menschheit ist der Tod und bei Jesaja ist von der Heilung davon die Rede. Ein Mensch kann natürlich auch von Krebs geheilt werden. Gott sei Dank, es gab in unserer Gemeinde zwei solche Heilun-

gen. Einer davon ist mein Helfer Slava. Ein wertvoller Bruder, der bereits vier Kinder hat; das war eine herrliche Heilung. Ich hatte ihm keine Heilung versprochen, als ich von seiner Krankheit erfuhr. Wir haben bei jedem Gottesdienst für ihn gebetet, aber ich habe nicht den Mut, einem Menschen mehr zu versprechen als in meiner Macht liegt. Gott aber kann heilen und das bekenne ich auch offen. Wir praktizieren das Gebet für die Kranken und ich wurde auch schon in andere Gemeinden gerufen, um für krebserkrankte Menschen zu beten. Ich kam, habe gepredigt, gebetet, Menschen sind geheilt worden. Das heißt aber nicht, dass durch mein Gebet etwas geschieht, denn die ganze Gemeinde betet ja mit. Und wessen Gebet Gott erhört hat, das weiß nur Er allein. Einmal hat ein Pastor mich gefragt, ob ich auch hinfahren würde, wenn jemand mich zu einem Toten rufen würde, für dessen Auferweckung zu beten. Ich sagte: „Wenn man mich rufen würde, würde ich hinfahren.“ Er fragte daraufhin: „Aber was, wenn der Tote nicht aufersteht?“ Das sehe ich aber gar nicht als mein Problem an, denn Gott ist es, der heilt. Meine Aufgabe ist es zu beten, und ich weiß dabei nicht, ob das Anliegen mit Gottes Willen übereinstimmt und ob es Sein Wille ist, mich an diesem Tag zu erhören. Vielleicht kommt am darauffolgenden Tag jemand anders und betet wieder für den Kranken und er wird dann geheilt. Ich sehe dies wie ein Gefäß, das nach und nach gefüllt werden muss.

Du lebst seit 17 Jahren in Israel und siehst die Gläubigen im ganzen Land. Hat die Anzahl der Nachfolger Jeschua in den letzten fünf Jahren zugenommen? Oder gibt es eher eine Stagnation oder gar einen Rückgang der Anzahl?

Das Wachstum entwickelt sich sehr gut.

Nicht nur die Anzahl von gläubigen Menschen wächst weiter, sondern auch die Anzahl von Gemeinden. Man kann innerhalb der letzten fünf Jahre zwar nicht von einer Verdoppelung sprechen, aber innerhalb der letzten zehn Jahre – auf jeden Fall.

Wir bekommen öfters mit, dass man es als Jeschua-Gläubiger in Israel nicht leicht hat. Uns wird berichtet von Verfolgung, Benachteiligung, Verachtung, von zerschlagenen Fenstern, von Prügeln auf der Straße und ähnlichen Dingen. Wie erlebst du dies? Wie gravierend ist die Situation und wie oft kommt so etwas vor?

Dies ist kein Massenphänomen. Es gibt eine bekannte extremistische Gruppierung „Jad leAchim“ (Hand der Brüder), die uns verfolgt. Sie machen das für Geld. Es sind entweder solche Fanatiker oder junge Leute. Ich habe recht viel Kontakt zu anderen Israelis und ich sage ihnen allen ganz offen, an wen ich glaube. Dennoch habe ich ein gutes Verhältnis zu den Menschen. Wenn man mich fragt, was ich beruflich mache, antworte ich nicht, dass ich als Schweißer tätig bin, sondern dass ich der Leiter einer messianischen Gemeinde bin. In den letzten Jahren hat mich keiner gefragt, wer das sei. Eher frage ich nach: „Wissen Sie, wer wir sind?“ Die Menschen antworten: „Ja, natürlich wissen wir das.“ Sie sind bereit sich zu unterhalten, was nicht heißt, dass sie gleich bereit sind, den Glauben anzunehmen. Es ist wichtig, dass man dem Herzen eines Juden Zeit gibt, damit der gesäte Same darin aufgehen kann. Wenn du einem Menschen, der morgens und abends zum Gebet in die Synagoge geht, auf einmal sagst, dass Jeschua der Messias ist, wird er nicht antworten: „Oh ja, vielen Dank, dass du mir endlich die Augen geöffnet hast!“ Stattdessen müssen wir auf Basis der jüdi-

schen Quellen argumentieren. Der Messias als großer Rabbiner im jüdischen Volk, der die Tora gelehrt hat und für die Verbreitung der Tora viel mehr getan hat als jeder andere Rabbiner. Dass Ihn sogar die Stämme im Amazonas-Regenwald kennen und dass Er gleichzeitig der Messias ist, da die Propheten von Ihm gesprochen haben. Dass die Propheten ein sehr klares Porträt von Ihm zeichnen, damit wir Ihn erkennen können.

Hast du von solchen Nachfolgern Jeschua gehört, die anfangen, den orthodox-rabbinischen Lehren nachzueifern, die Göttlichkeit Jeschua zu leugnen und danach streben, den rabbinischen Lebenswandel und ihre Standpunkte zu übernehmen? Wie wichtig ist dies, um den Willen Gottes zu tun und einem Juden dabei zu helfen, Gott zu erkennen?

Diese Menschen verlassen bildlich gesprochen „ihre Umlaufbahn und fliegen in den offenen Weltraum hinaus“, weil sie sich mit geistlicher Literatur befassen, die sehr einnehmend ist. Dies passiert dann, wenn die innere Motivation verkehrt ist oder wenn der Mensch nicht fähig ist, mit solcher Literatur umzugehen. Im Regelfall sind das Menschen, die kein festes Glaubensfundament besitzen. Dann ist es besser, die Finger davon zu lassen. Ich meine Midraschim, Talmud, Mischna. Wenn jemand da „hingegesogen“ wurde, zeigt dies, dass er sich auf fremdes Territorium begeben hat.

Was das Nachahmen betrifft, habe ich einen einfachen Standpunkt, wie Rav Scha'ul sagt: „...den Juden wie ein Jude...“ (1.Kor 9,20) Deshalb kann ich mir absolut nicht vorstellen, hier in Israel zu predigen, während ich mit einem usbekischen Kaftan und einer Tjubetjka⁴ bekleidet bin statt meines Tallits und meiner Kippa. Für mich ist das einfach ein Rahmen; die Menschen sollen

verstehen, dass die jüdische Tradition nicht von uns vergöttert wird. Wenn Äußerlichkeiten zu einem Gott werden, dann verlässt der Mensch „seine Umlaufbahn“ und verfällt in Götzendienst. Wenn für jemanden die Tradition wichtiger wird als der Erlöser, ist er verurteilt. Für mich sind Äußerlichkeiten, Attribute und Liturgie ein Rahmen, in dem ich den wesentlichen Inhalt präsentieren möchte. Sie sind die Platte, auf der ich den Hauptgang eines Mahls serviere. Ich kann auch eine andere Servierplatte wählen, wenn das Mahl auf anderem Territorium stattfindet. Deshalb sollte daraus kein Fetisch gemacht werden. Wichtig ist der Inhalt eines Gefäßes, nicht das Material, aus dem das Gefäß besteht. Was ist besser: aus einem hölzernen oder aus einem goldenen Gefäß zu trinken? Wenn ich Brunnenwasser in ein hölzernes Gefäß gieße und es sich dabei um ein Trinkgefäß handelt, dann kann ich bedenkenlos daraus trinken. Doch wenn wir zum Vergleich einen Nachtopf betrachten, in den ein König sein Geschäft verrichtet, dann mag er wohl aus Gold sein, doch kaum jemand wird daraus trinken wollen, bloß weil es ein goldenes Gefäß ist. Deshalb ist die Unterscheidung wesentlich, was der Inhalt und was der Rahmen ist.

Mit wem arbeitest du in Israel zusammen und mit welchen Dienern stehst du in Kontakt?

Wir sind offen für Kooperation und Gemeinschaft mit Geschwistern aus hebrä-

ischsprachigen, aber auch arabisch- und englischsprachigen Gemeinden, allgemein mit allen, die eine gesunde Lehre vertreten und an Jeschua glauben. Dabei spielt die Denomination keine Rolle.

Ein guter Freund von mir ist Leon Mazin. Wir haben seit drei Jahren ein gemeinsames Projekt, das Haifa Theological Institute, bei dem man Fernkurse in russischer Sprache über das Internet absolvieren kann. Einige unserer Studenten leben sogar in Deutschland und Russland. Ich lehre dort und bin Dekan einer Abteilung des Instituts.

Rostislav, was möchtest du den Christen in Europa wünschen?

Ich möchte allen Gläubigen wünschen, dass sie gläubig sind und nicht nur gläubig aussehen. Heute braucht die christliche Welt eine Reformation und ein Überdenken ihrer Beweggründe, denke ich. Ist Gott König über dein Leben und nimmt Er den Platz auf dem Thron deines Herzens ein? Oder hat sich dort etwas anderes eingenistet? Sei kein Heuchler, sei authentisch. Unsere persönliche Beziehung zu Gott – das ist die Grundlage, auf der alles andere steht.

¹ Alija: hebr. „Aufstieg“ - Heimkehr von Juden aus der Diaspora nach Israel

² Ulpan: intensiver Hebräischkurs

³ Tvila: vollständiges Untertauchen in ein rituelles Tauchbad

⁴ Tjubetjka: traditionelle Kopfbedeckung der zentralasiatischen Völker

EIN RABBINER FINDET DEN MESSIAS

**Von Rabbi
Chil Slostowski**

Ich bin der Nachkomme einer Reihe orthodoxer Rabbiner aus Polen und erhielt darum eine strenge rabbinische Erziehung. Ich danke Gott für die geistigen Gaben, die mich befähigten, als ich siebzehn Jahre alt war, auf zwei Rabbiner-Seminaren die höchsten Diplome zu erhalten. Aber diese Auszeichnungen befriedigten mich nicht, und ich fuhr fort, den Talmud und den „Schulchan Aruch“ sowie andere Rabbiner-Werke sehr ernsthaft zu studieren. Mit 20 Jahren wusste ich vieles aus dem Talmud und aus anderen Kommentaren zum Alten Testament auswendig. Als Ergebnis der gründlichen Kenntnis dieser Bücher kamen viele Rabbiner zu mir, um mich über sogenannte „Kaschrut-Fragen“ zu konsultieren, und trotz meiner Jugend nahmen sie meine Entscheidungen als richtig entgegen. Als ich 25 Jahre alt war, wurde ich Rabbiner in Dubno in Polen. Ich war streng orthodox und lehnte alle Menschen ab,

welche die talmudischen Traditionen nicht buchstabengemäß befolgten. Nach zwei Jahren in Dubno wurde ich nach Lodz, einer größeren polnischen Stadt, berufen. Dort bekleidete ich nicht nur die Stellung eines Rabbiners, sondern wurde auch Lehrer und Professor in den höheren Klassen des Rabbiner-Seminars. In meinen Ansprachen an die Studenten ermahnte ich sie, das Christentum und auch Jesus selbst zu verabscheuen. Ich glaubte alle schrecklichen Geschichten über Jesus, die im Talmud enthalten waren. Durch Gottes weise Voraussicht lernte ich jedoch zu dieser Zeit einen gut unterrichteten Evangelisten kennen, der in Polen arbeitete. Er kannte den Talmud und begann sich mit mir zu unterhalten. Was er mir erzählte, interessierte mich so sehr, dass ich ihn des Öfteren besuchte. Sofort entdeckten meine Verwandten meine Zusammenkünfte mit dem Evangelisten. Sie waren ernsthaft beunruhigt. Nach ge-

meinsamer Beratung beschlossen sie, heimlich einen Brief an den Oberrabbiner von Palästina zu senden. Oberrabbiner war zu der Zeit (von 1919-1935) Rabbi T. Kook. Rabbi Kook kannte meinen Namen durch unsere „Kaschrut-Korrespondenz“. Man berichtete dem Oberrabbiner von der großen Gefahr, die meine Seele bedrohte, weil ich mich mit einem christlichen Evangelisten zu unterhalten pflegte. Sie beschworen ihn, Mitleid mit mir zu haben und mich aus der „großen Gefahr“ zu retten, indem er mich nach Palästina berufe und mir eine Einreiseerlaubnis dorthin verschaffe. Sie waren überzeugt, ich würde auf diese Weise dem Einfluss des gefährlichen Evangelisten schnell entzogen werden.

Während der ganzen Zeit hatte ich nicht die geringste Ahnung von dem, was vorging. Wenige Wochen später erhielt ich einen Brief von dem Oberrabbiner. Er sprach darin von verschiedenen Dingen und erwähnte nur ganz beiläufig, dass er mir eine Einreiseerlaubnis nach Palästina verschaffen könnte, falls ich den Wunsch hätte, dorthin zu kommen. Ich war hocherfreut über die Aussicht, in das Land meiner Vorfahren zu kommen und nahm seinen Vorschlag mit Freuden an. Nach einem Monat erhielt ich den Pass und fuhr nach Palästina. Nicht lange nach meiner Ankunft gab mir der Oberrabbiner den Posten eines Sekretärs beim Oberrabbinat von Jerusalem. Außerdem bezeugte er mir fortgesetzt seine besondere Gunst und wollte mich viel in seiner Nähe haben. Sein Interesse an mir wurde so offensichtlich, dass ich anfangs mich darüber zu wundern, was wohl der Grund sein könnte. Eines Tages fragte ich ihn ganz offen nach der Ursache. Er erzählte mir von dem Briefwechsel mit meinen Verwandten und versuchte, mir die Unrichtigkeit der Lehre des Evangelisten

in Polen vor Augen zu führen. Die Folge dieser Gespräche mit dem Oberrabbiner war, dass ich anfangs zu glauben, er habe vielleicht recht. Die früheren Unterhaltungen mit dem Evangelisten entschwanden allmählich meinem Gedächtnis. Nach dem Tod des Rabbi Kook nahm ich den Ruf an, als Talmud-Lehrer an das Rabbiner-Seminar von Tel Aviv zu kommen. Dort blieb ich zwei Jahre. Aber der Herr suchte mich dennoch!

Eines Tages fuhr ich mit Mitgliedern meines Komitees in der Eisenbahn von Tel Aviv nach Jerusalem. In dem Wagen saß ein junger Mann mir direkt gegenüber. Er nahm gleich ein kleines Buch aus der Tasche und begann zu lesen. Auf dem Buchtitel konnte ich ganz deutlich die Worte „NEUES TESTAMENT“ auf Hebräisch lesen. Ich begriff sofort, dass er ein christlicher Jude war - ein Jude, weil er Hebräisch las, und ein Christ, weil er das Neue Testament las. In Gegenwart meiner Komitee-Mitglieder fühlte ich mich veranlasst, bei dem jungen Mann gegen sein Lesen eines so streng verbotenen Buches wie das Neue Testament Protest einzulegen. Ich fing an, ihn scharf zu kritisieren und gab auf diese Weise meine Stellung als Rabbi zu erkennen. Anstatt über meine Worte ärgerlich zu sein, antwortete der junge Mann lächelnd: „Vielleicht können Sie mir die Stellen in dem Buch zeigen, die Ihnen so zuwider sind. Mag sein, dass ich sie Ihnen erklären kann.“ Als er diese Worte ausgesprochen hatte, wanderten meine Gedanken plötzlich zu der viele Jahre zurückliegenden Zeit, als ich ein wenig im Neuen Testament gelesen hatte, nur ganz

oberflächlich, nicht mit dem Herzen, nur mit dem Kopf. Dennoch wusste ich, dass in Wirklichkeit keine Stellen in dem Buch vorhanden sind, über die man sich ärgern könnte. Was mich am meisten gerade jetzt irritierte, war die Anwesenheit meiner

Reisegefährten. Ich musste dem jungen Mann eine passende Antwort geben, um ihren Respekt vor mir nicht einzubüßen. Daher sagte ich: „Wie kann ich Ihnen falsche Behauptungen in dem Buch zeigen, wenn es doch verboten ist, überhaupt darin zu lesen?“ Er antwortete: „Wie können Sie dann etwas kritisieren und verurteilen, wovon Sie keine Kenntnis haben? Bitte lesen Sie erst das Buch, und dann

werden Sie sehen, dass es darin nicht das Geringste zu kritisieren gibt.“ Ich schwieg. Was konnte ich darauf antworten? Wusste ich nicht, dass er recht hatte? War ich mir im Innern meines Herzens und meiner Seele nicht bewusst, dass in dem Buch nicht ein einziges Wort stand, das man kritisieren oder verdammen musste?

Meine viele Jahre zurückliegenden Diskussionen mit dem Evangelisten in Polen kamen mir plötzlich wieder ins Gedächtnis. Warum war ich weggelaufen von seinem Unterricht, der mir so viel Respekt eingeflößt hatte?

Offenbar bemerkte der mir gegenüber sitzende junge Mann den verwirrten Ausdruck meiner Augen. Mit leiser Stimme sagte er zu mir: „Ich sehe, dass Sie durch unsere Unterhaltung größeres Interesse an diesen Dingen nehmen. Darf ich Ihnen dieses Neue Testament überreichen? Bitte nehmen Sie es, ich habe noch eins zu Hau-

se. Ihre Gefährten sehen es nicht, sie schauen jetzt gerade zum Fenster hinaus auf die Felder.“ Ich nahm schnell das kleine Buch und ließ es in meine Tasche gleiten.

Noch am selben Abend begann ich in meinem Zimmer in Jerusalem das Neue Testament zu lesen. Bevor ich zu lesen anfangte, betete ich: „Öffne mir die Augen, dass ich sehe die Wunder in deinem Gesetz“ (Psalm 119,18). Der Herr in seiner Gnade erhörte mein Gebet und zeigte mir Dinge, die ich vorher nie gesehen hatte. Beim Lesen fühlte ich, dass ein neues Herz und ein neuer Geist in mir geschaffen und neues Licht mir gegeben wurde (Psalm 51,12; 119,105). Wie ein durstiger Mensch gierig trinkt, wenn er eine Quelle erfrischenden kühlen Wassers findet, so trank ich Seite für Seite des Neuen Testaments in mich hinein. In einem Zuge und ohne anzuhalten, las ich das Evangelium des Matthäus, Markus und Lukas, bis ich merkte, dass es drei Uhr morgens geworden war! Mit jeder Seite wuchs und vertiefte sich meine Überzeugung, dass Jesus Christus der den Juden verkündigte wahre Messias ist. Langsam aber sicher fühlte ich, dass mein beladenes Herz, meine Seele und mein Geist frei und fröhlich wurden. Für mich war das ein ganz neues und fremdes Gefühl, für das ich damals keinen Namen fand. Ich wusste nicht, wie ich es bezeichnen sollte und es war doch so greifbar. Gewisse Kapitel der Heiligen Schrift zogen mich besonders an. Ich erinnere mich noch genau an viele. Als ich zum Beispiel die Bergpredigt las, fühlte ich, wie eine neue Welt sich mir öffnete, eine Welt

voller Schönheit und Herrlichkeit. Dann dachte ich: Der Verkündiger einer solchen Welt kann kein so schlechter Mensch sein wie der Talmud und die Juden jener vergangenen Zeit ihn geschildert haben. Als ich zu den Worten Jesu kam: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“, sagte ich mir: Solche Worte konnten nur entweder von einem Irrsinnigen oder von Gott selbst gesprochen werden. Aber aus den Antworten, die Jesus den Schriftgelehrten und Pharisäern gab, ersah ich klar, dass Er kein Irrsinniger,

sondern ein ungewöhnlich weiser Mann war. So musste es also wahr sein, dass Jesus wirklich Gott war, wie Seine Jünger behaupteten. (Johannes 20,28)

Als ich den Vers las: „Jesus aber sprach: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ (Lukas 23,34), war ich tief beeindruckt. Ich verglich diesen Ausspruch mit demjenigen des Jeremias, als er verfolgt wurde. Jeremia war zornig auf die Juden und verfluchte sie. Jesus dagegen, auch als er ans Holz genagelt wurde, hatte nichts als Vergebung, Barmherzigkeit, Mitleid und Gebet für seine Verfolger. Was für ein gewaltiger Unterschied! Um wie viel größer war er als die Propheten! Meine Seele war so ergriffen und begeistert von dem, was ich gelesen hatte, dass ich, obgleich es drei Uhr morgens war, zum ersten Mal in meinem Leben niederkniete und betete – denn wir Juden beten stehend, nicht kniend. Ich weiß nicht, wie lange ich gebetet hatte, aber ich weiß, dass ich niemals zuvor so ernst und zielbewusst gebetet hatte. Ich weinte und bat Gott um Erleuchtung,

Ich flehte den Herrn an, Er möchte mir die Wahrheit zeigen: was richtig und was falsch ist - der Talmud oder das Neue Testament? Und zum ersten Mal in meinem Leben betete ich im Namen JESU! Nach diesem Gebet kam in mein Herz ein solcher Friede und eine solche Freude, wie ich sie niemals, auch nicht einmal am Versöhnungstag erlebt hatte, obgleich ich jedes Jahr an diesem Tag fastete und inbrünstig betete. Niemals zuvor erlebte ich eine solche Gewissheit der Aussöhnung mit Gott, wie ich sie damals fühlte und wie sie Gott sei Dank von jener Stunde an bis auf den heutigen Tag in mir verblieb. Ich wusste und hatte nicht den leisesten Schatten eines Zweifels, dass der Herr Jesus der lang angekündigte Messias der Juden und der Heiland der Welt sei, und ich erkannte in Ihm meinen persönlichen Erlöser.

Dann ging ich zu Bett, aber ich konnte nicht schlafen. Ich stand noch unter dem neuen Eindruck der Freude, des Friedens und der Zuversicht. Da hörte ich eine wirkliche Stimme zu mir sprechen: „Weiche niemals mehr von mir! Ich will dich gebrauchen, damit du meinen Namen verherrlichst und Zeugnis für mich ablegst.“ Ich möchte betonen, dass dies keine Einbildung war, sondern eine wirkliche Tatsache. Ich antwortete sofort: „Herr, hier bin ich!“ Von da ab gehörte mein Leben nicht mehr mir, sondern Ihm. In jenem Augenblick gab ich mich Ihm völlig und ohne jede Einschränkung hin. Ich fühlte, dass auch das nicht einmal genügt, um Ihm alles zurückzuzahlen, was Er an mir getan hat, indem Er meine Seele vom Tode errettete.

Leider war ich zunächst nur ein heimlicher Bekenner. Innerlich wusste ich, dass der Herr Jesus Christus der Messias der Juden und mein persönlicher Erlöser war, aber äußerlich fuhr ich fort, meine Aufga-

ben und Pflichten als Rabbiner zu erfüllen. Zwei Monate hindurch führte ich dieses Doppelleben. Aber ach! Wie bedrückt und elend war meine Seele! Endlich sprach ich zu mir selbst: „Halt! Ich kann ein solches Doppelleben nicht weiterführen, ich kann nicht länger Gott dienen und dem Mammon.“ (Matthäus 6,24) Dann stand ich vor der Entscheidung, Christus öffentlich zu bekennen – komme was wolle!

Noch am gleichen Tag teilte ich meinem Komitee mit, dass ich meinen Posten als Rabbiner aufgeben und dass es ihnen freistünde, einen anderen an meine Stelle zu setzen. Sie waren im höchsten Grade bestürzt! Sie baten mich dringend, nicht fortzugehen und sagten, dass sie mein Gehalt erhöhen würden, wenn es mir zu niedrig wäre. Dann legte ich vor ihnen das uneingeschränkte Zeugnis ab, dass der Herr Jesus Christus der Messias der Juden und mein persönlicher Erlöser geworden sei. Sofort setzten Verfolgungen ein, aber diese schreckten mich nicht im Geringsten ab. Ich hatte sie vorausgesehen. Man steinigte mich auf der Straße und ich musste eine Woche lang das Bett hüten, während der Doktor zweimal täglich kam, um meine Wunden zu verbinden. Als die Juden sahen, dass Verfolgungen mich nicht rührten, versuchten sie es mit einem anderen Plan: Ein angesehenen Jude bot mir an, mich als seinen Sohn und Erben zu adoptieren, wenn ich das Christentum aufgeben würde. Ich sagte ihm: „Wenn Du mir Frieden für meine Seele, Gottesnähe und Vergebung meiner Sünden geben kannst, dann will ich zum Judentum zurückkehren.“ Er antwortete: „Diese Dinge kann ich Dir nicht geben, denn ich besitze sie selbst nicht.“ Der Mann näherte sich mir nicht mehr.

Später, als ich so gefährdet war, dass ich nicht wusste, was ich tun sollte, traf ich in

einer Bibelbuchhandlung einen amerikanischen Evangelisten. Er fing an mit mir Hebräisch zu sprechen, und als er hörte, dass ich bekehrt sei und in Lebensgefahr schwebte, riet er mir, sofort nach Beirut in Syrien zu gehen. Er gab mir einen Einführungsbrief an den Pastor der evangelischen Kirche von Beirut. Ich fuhr hin und nachdem ich dort zwei Monate gelebt hatte, wurde ich getauft. Bald darauf trat ich in eine Bibelschule ein und absolvierte einen Bibelkurs. Jetzt bin ich nach Palästina zurückgekehrt und arbeite ununterbrochen unter meinen jüdischen Landsleuten, indem ich Tag für Tag für den Messias Zeugnis ablege. Meine Methode ist zweifach: Zuerst zeige ich ihnen an den Schriftstellen des Alten Testaments, dass der Herr Jesus Christus der wahre und lang vorausgesagte Messias der Juden ist. Ich habe schon mehr als zweihundert Stellen im Alten Testament gefunden, welche diese Tatsache zweifelsfrei beweisen. In zweiter Linie zeige ich ihnen die große Überlegenheit der Lehren des Neuen Testaments über die des Talmuds. Der Segen Gottes ruht auf dieser Methode und schon haben einige Juden, vor denen ich Zeugnis ablegte, mir ihren Glauben an den Messias Jesus als ihren Erlöser bekannt.

Mit Gott auf dem

SHVIL ISRAEL

Israel National Trail



Endlich wieder in Israel! Lange sechs Jahre ist es her, dass ich hier war. Ein breites Grinsen durchfährt

mein Gesicht, als ich die

Worte „Bruchim habaim“ in der Eingangshalle lese. Ich verlasse den Flughafen über den Empfangsbereich, wo viele Menschen mit heliumgefüllten Ballons sehnsüchtig auf geliebte Ankömmlinge warten – keiner wartet auf mich. Als ich meine Augen hebe, sehe ich an der Decke eine Vielzahl dieser Ballons hängen, die wahrscheinlich von Wartenden in einem Augenblick großer Freude losgelassen wurden. Die sind für mich!, denke ich und gehe weiter zu den Kleinbussen in Richtung Jerusalem. Ausgerechnet neben mich setzt sich ein Deutsch-Pole, der plant, hier eine Jeschiva zu besuchen, um als Rabbiner nach Deutschland zurückzukehren. Wir sprechen darüber, wie ein größeres Interesse junger Leute am Glauben geweckt werden könnte: In einer Zeit, wenn im Bruchteil einer Sekunde tausende Antworten geliefert werden, wird die Frage immer wichtiger. Die Schrift liefert die richtigen Fragen für den heutigen Alltag!

In Jerusalem angekommen, treffe ich einen

Teil meiner Familie und wir beginnen gemeinsam den Schabbat beim Abendessen. Anschließend gehen wir gemeinsam zur Kotel!. Ich erhalte mich bei einer skurrilen Überlegung: Soll ich meine Kippa anziehen oder nicht? In Deutschland trage ich sie aus Sicherheitsgründen nicht. Hier trage ich sie nicht, weil damit religiöse Signale gesendet werden, die mit einem entsprechenden Verhalten einhergehen sollten. Kippa: Gefahr oder Verantwortung? Ich beschließe die Kippa anzuziehen und dafür mein Handy zuhause zu lassen. Ich laufe die Straßen und Gassen Jerusalems entlang. Je näher ich der Mauer komme, umso schneller werden meine Schritte. Schon höre ich die Gesänge der Liturgie und kann mich nicht mehr zurückhalten. Ich renne ihnen entgegen und tauche mit meinem weißen Hemd in ein Meer aus schwarzen Mänteln und Pelzmützen. Ich freue mich, sie zu sehen – sie nehmen mich kaum wahr, als ich mich durch ihre Ansammlungen hindurchbewege. Meine Hände und Stirn berühren die Mauer, deren Steine noch immer warm sind von der Mittagssonne. Ich habe das Gefühl, Gott hier besonders nahe zu sein und spüre eine Träne meine Wange herunterlaufen. Ich bitte Ihn, mich auf der weiten Reise zu beschützen, die vor mir liegt.

Ich beschließe, mich noch ein wenig umzusehen und mit den anderen Männern hier zu singen und zu beten – gar nicht so einfach mitzuhalten bei der unglaublichen Geschwindigkeit der Beter.

Mein Blick fällt auf einen Jungen in einer Nische, er müsste etwa 13 sein. Er sitzt hier alleine, abseits der Gruppe, kaum zu sehen. Vor ihm

ein aufgeschlagener Siddur, aber er singt die Gebete mit geschlossenen Augen – er lässt sich Zeit. Ihn so vertieft in sein persönliches Gottesgespräch zu sehen, erfüllt mich mit Freude.

Morgens um vier beginnt meine Reise, die zunächst auf dem Jerusalem-Trail die Stadt umrundet und mit dem Ziel Tel-Aviv anschließend auf den Israel-Trail (Shvil Jisrael) wechselt.

In der Dunkelheit gestartet, färbt sich der Himmel endlich rosa-violett. Jerusalem erwacht. Unweit der Stadtmauer beginnt ein orthodoxer Jude sein Morgengebet im Sonnenaufgang. Er trägt Tallit, Tfilin, T-shirt und kurze Shorts. Er ist hierher gejoggt.

Ich höre einen alten Mann im Gebet wehklagen. Sein Gebet ist herzerreißend, seine Kleidung schmutzig und alt. Beim Versuch, ein Foto von ihm zu machen, werde ich von einem Mann abgehalten, der von Kopf bis Fuß in weiß gekleidet ist.

„Mach das nicht. Er mag keine Fotos! Mach lieber 1000 Fotos von mir! Wo kommst du her?“

„Deutschland.“

„Bist du Jude?“

„Ja.“



„In Deutschland leben noch Juden?!?!“

„Ja!“

„Baruch HaSchem! Und hältst du den Schabbat?“

„Ja!“

„Mosche! Hör mal! Er ist ein Jude aus Deutschland, der den Schabbat hält! Gut, dann bleibe bei uns, wir können einen weiteren Mann fürs Gebet brauchen.“



In der Altstadt angekommen, folge ich einer Gruppe von Soldaten in den arabischen Teil. Als sie plötzlich beginnen, ihre Ausrüstung für einen Einsatz vorzubereiten, beschließe ich, einen anderen Weg zu nehmen. Etwas verloren, versuche ich mich zu orientieren. Da ist ein Junge mit Kippa. Ich folge ihm, als er in eine kleine Nische verschwindet und finde mich plötzlich auf dem Dach eines Gebäudes wieder, auf dem Hühner frei herumlaufen. Die flachen Dächer sind miteinander



verbunden – sie gleichen einer Stadt über der Stadt.

Jerusalem wird immer lauter und hektischer. Überall LKWs, die ihre Waren anliefern. Noch einmal mit Proviant versorgt, verlasse ich die Stadt, wo die Umgebung schnell wild und öd wird. Ein steiniger und steiler Weg führt bergab, auf dem mir immer wieder orthodox gekleidete Männer entgegenkommen. Weiter unten entdecke ich eine Mikwe, in der gerade einige ihre rituellen Tauchbäder nehmen.

Je weiter ich mich von der Stadt entferne, desto weniger Menschen begegnen mir. Auf meinem Weg bewege ich mich von Markierung zu Markierung. Immer wenn man sich verirrt glaubt, taucht irgendwo doch eine Markierung auf, die den richtigen Weg weist. Man lernt neu, auf Gottes Weisung und Leitung zu vertrauen. Du siehst nie den ganzen Weg vor dir, sondern immer nur den Abschnitt bis zur nächsten Markierung – und hoffst, dass danach die nächste auftaucht.

Es wird sehr heiß. Ich bewege mich von Baumschatten zu Baumschatten und beschließe zu rasten. Ein offenes Tor in einer Mauer führt mich in den Innenhof eines Kibbuz.

„Darf ich hier einige Zeit im Schatten bleiben?“, frage ich.

Mein Gegenüber ist sichtlich irritiert von meiner Frage und drückt mir statt einer Antwort die Trauben in die Hand, die er soeben für sich selbst gewaschen hat – ich

nehme das als ein „Ja“ und lasse mich einige Zeit dort nieder.

Ausgeruht und mit neuem Wasser setze ich meinen Weg fort. Ich lege eine weite Strecke zurück, auf der mir kein einziger Mensch begegnet – genau das wollte ich: alleine sein, ruhig werden im Gespräch mit Gott, umgeben von wunderschöner Natur. Letztere zeigt sich von ihrer besten Seite: Feigen, Trauben, Granatäpfel, einfach pflücken und genießen. Beim Wandern wird dieses kleine Land ganz groß.

Als ich ein Dorf passiere, fragt mich eine Gruppe von Joggern im Vorbeilaufen:

„Wie geht's?“

„Gut!“

„Hast du genug Wasser?“

„Ja! Danke.“

Und schon bin ich für eine lange Zeit wieder ganz alleine unterwegs. Es wird dunkel und ich erreiche mein Tagesziel nicht: die Stadt auf dem Berg vor mir. Ob Mosche sich wohl genauso gefühlt hat, als er das verheißene Land von Ferne sah?

Es hilft nichts, ich muss mein Zelt hier



aufschlagen. Aus Angst vor Schlangen und Skorpionen behalte ich beim Aufbau den Eingang stets im Blick. Schnell verschwinde ich im Inneren und versuche zu schlafen. Es ist Nacht und der volle Mond scheint hell. Im Zelt ist es wahnsinnig warm und ständig ist ein Kratzen am Unterboden des Zeltes zu hören. Mit meiner Taschenlampe prüfe ich immer wieder, ob irgendetwas doch den Weg ins Innere gefunden hat. Plötzlich höre ich ein Heulen vor dem Zelt. Wölfe? Schakale? Sie kämpfen miteinander und immer wieder streift eines der Tiere mein Zelt. Ich liege wie erstarrt im Zelt, mit meinem Messer in der Hand und bete, dass diese Nacht schnell enden möge.

Im Morgenrauen packe ich eilig meine Sachen und verschwinde. Nach einem sehr steilen Aufstieg befinde ich mich endlich auf dem Shvil Jisrael und versorge mich mit Wasser. Diese Route ist weit einfacher als meine eigene und ich komme gut voran. Zur Mittagszeit erblicke ich eine Quelle. Hier raste ich in einer Felsspalte. Drei Militärfahrzeuge halten direkt an

der Quelle. Die Soldaten verlassen die Autos, springen in die Quelle und auf einem Gasbrenner kochen sie Kaffee, den sie auch mir gleich anbieten. Schnell ist alles wieder verpackt und die Fahrzeuge wieder weg. Wenige Minuten später kommen die nächsten drei Panzerwagen, die Soldaten erfrischen sich, kochen Kaffee und bieten ihn mir an. Dies wiederholt sich auch ein drittes Mal. Die Soldaten sind sehr gesprächig und wir unterhalten uns. Ein äthiopisch-jüdischer Soldat träumt davon, einmal das Münchener Oktoberfest zu besuchen. Er berichtet, dass es manchmal schwer für ihn ist, weil er aufgrund seiner Hautfarbe für einen sudanesischen Flüchtling gehalten wird.

Auch ich erfrische mich in der Quelle und mache mich wieder auf den Weg. Bis zum Ende des Tages begegnen mir keine Menschen mehr. Mein Kopf schmerzt, ich trinke mehr. Die Füße sind schwer, die Kraft schwindet. Von meinem Tagesziel trennen mich nur noch drei Kilometer steil bergauf. Endlich am Fuße des Berges angekommen, versuche ich neue Kraft zu



sammeln. Vor Erschöpfung lasse ich meinen schweren Rucksack einfach nach hinten fallen, werfe meine Stiefel ab und lege mich hin. Um meine Füße herum summt es. Ich schaue herab und erblicke mehrere Wespen, die über meine Füße krabbeln – keine Kraft, etwas dagegen zu tun. Doch aus dem Summen wird plötzlich ein Brummen. Ich schaue erneut herab und sehe mehrere Hornissen. Aufgesprungen, den Rucksack und die Schuhe gepackt, renne ich davon. Sie verfolgen mich bis zum Fuß des Berges. Mit einer Kletterpartie geht es steil bergauf. Es dämmt, das Wasser ist aufgebraucht, ebenso die Kraftreserven. Ich spüre mein Herz rasen und bemerke, dass mir langsam schwarz vor Augen wird. Verzweifelt bete ich zum Herrn, dass er mich retten und bewahren möge, dass ich nicht rücklings vom Berg falle. Ich gebe auf und bleibe auf einem kleinen Vorsprung sitzen.

In eben diesem Moment tauchen plötzlich zwei Wanderer auf, Israelis. Ich bitte um einen Schluck Wasser. Einer von ihnen gibt mir nicht nur einen Schluck, sondern sein gesamtes Wasser: eineinhalb Liter Klares, Gekühltes, Rettendes. Ebenso schnell sind sie wieder weg und ich bin wieder allein. Es ist bereits dunkel, als ich das Dorf auf dem Berg erreiche. Hier leben streng religiöse Juden. Ich gehe von Haus zu Haus auf der Suche nach einer Unterkunft. Ich könne in der Synagoge schlafen, aber diese sei im Dunkeln schwer zu finden. Ich begegne zwei Teenagern.

„Wir wissen, wo du schlafen kannst.“ Sie führen mich zu einem kleinen Militärcamp, das aus mehreren Baracken besteht. Die Soldaten dort nehmen mich sehr freundlich auf. Einer nimmt mir sofort meinen schweren Rucksack ab, ein anderer bietet mir sein Bett an. „Ich werde schon einen anderen Platz finden“, sagt er. Sie sind sehr offen und wollen alles über mich und meine Reise erfahren. „Dies ist ein Camp, das gläubige Jugendliche auf ihren Militärdienst vorbereiten soll“, erklären sie mir. Die eine Hälfte des Tages studieren sie den Tenach. In der anderen Hälfte stählen sie ihre Körper unter hartem Drill.

Endlich im Bett liegend, beschließe ich, meine Wanderung an dieser Stelle zu beenden. Ich war gefährlich an meine Grenzen gestoßen, aber der Herr griff ein. Dies war ja eigentlich auch das Ziel meiner Reise – IHM näherzukommen und Sein Wirken in meinem Leben bewusster wahrzunehmen.

Chaim ben Henoch

¹ Kotel: Klagemauer



Messianische Juden – eine Provokation

Vorbei sind die Zeiten, in denen selbst die atheistischsten Juden, wie etwa Henryk M. Broder, noch erboste Artikel für den Spiegel über die „religiösen Eiferer“ aus dem eigenen Volk verfassten, welche versuchten, ihren Brüdern und Schwestern das Evangelium näherzubringen.¹ Auch Rabbiner Joel Bergers Ansage, sogenannte Judenmission sei die Fortsetzung des Holocausts mit anderen Mitteln, wird heutzutage nurmehr – wenn überhaupt – zitiert. Es mehren sich die Stimmen, die an ebendieser Aussage zweifeln. So fragt bspw. ein User auf der Wikipedia-Diskussionsseite zum Artikel „Messianische Juden“, ob die Deutschen, die Juden Ende der 1930er Jahre taufte, um ihnen dadurch eventuell das Leben zu retten, genauso schlimme Verbrecher gewesen seien wie die Nationalsozialisten, welche Millionen von Juden ermordeten. Kurz: Innerhalb und außerhalb des Judentums scheint sich niemand mehr so wirklich über die Messianischen aufzuregen. Man hat sich an sie gewöhnt. Und weshalb denn auch nicht? Sie stellen kaum mehr eine Bedrohung für das Judentum dar. Schließlich verzeichnen die messianischen Gemeinden längst kein so rasantes Wachstum mehr wie noch zur Jahrtausendwende.

Also: Messianische Juden – eine Provokation? Stimmt das denn noch? Wie die einzelnen Beiträge im gleichnamigen, von Ulrich Laepple herausgegeben Buch zeigen, offenbar ja. Messianische Juden provozieren noch immer. Jedoch anscheinend weniger die Synagogen als vielmehr die Kirchen dieses Landes. Wie der Herausgeber selbst

deutlich macht, ist es den großen Kirchen in Deutschland zwar im ausgehenden 20. Jahrhundert gelungen, die sogenannte Ersatztheologie zu korrigieren und dadurch das jüdische Volk als nach wie vor erwähltes Volk Gottes anzuerkennen, die Anerkennung der messianischen Juden als gläubige Geschwister steht allerdings noch aus. Das ist einer der Gründe, weswegen dieses Buch für Christen sicher wichtiger ist



Autoren:
Richard Harvey, Peter Hirschberg,
Ulrich Laepple, Hanna Rucks,
Hans-Joachim Scholz, Swen Schönheit

Verleger: Neukirchener Theologie,
Vandenhoeck & Ruprecht

978-3-7887-3055-0 (ISBN)

als für (messianische) Juden. Ein weiterer Grund ist, dass die Autoren der einzelnen Beiträge, allen voran Dr. Hanna Rucks, einen hervorragenden Über- sowie vor allem Einblick in das messianische Judentum bieten (den messianische Juden i. d. R. ja ohnehin haben). Dabei – und dafür sollte man ihnen besonders dankbar sein – schrecken sie auch nicht davor zurück, die theologischen Schwächen der noch relativ jungen, messianisch-jüdischen Bewegung klar zu benennen.

Dieser Blick von außen wird ergänzt durch den Blick eines Insiders, nämlich Dr. Richard Harvey, dessen Auftritt bei einer Podiumsdiskussion im Rahmen des Deutschen Evangelischen Kirchentags 2015 von den Buchautoren nicht nur immer wieder erwähnt, sondern zu einem regelrecht historischen Ereignis stilisiert wird. Ob er das tatsächlich war, wird wohl die Zukunft zeigen müssen. Aber auch wenn seine Teilnahme am Kirchentag für die messianisch-jüdischen Gemeinden in Deutschland bislang weitgehend folgenlos blieb, so legt doch die bloße Existenz des vorliegenden Buches Zeugnis davon ab, dass die besagte Podiumsdiskussion zu einem ersten Umdenken innerhalb der Evangelischen Kirche angeregt hat. Wer sich an diesem (Um-)Denkprozess beteiligen möchte, für den bietet das Buch eine Vielzahl hilfreicher Hintergrundinformationen.

Magnus J. Großmann

¹<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-7937497.html>

Gott mitten in der Nacht aufzuwecken, „Ist Grund genug, Slichot zu sagen!“ – „Es ist vier Uhr morgens. Wir sind im Jerusalemer Stadtviertel Nachlaot unterwegs. Der mir das sagt, ist ein säkularer Jude. „Davka“, „aus Trotz“, isst er am Jom Kippur Schweinefleisch. Im Unterschied zu säkularen Nichtjuden scheint für ihn aber festzustehen, dass es einen Gott gibt, und dass man ihn aufwecken kann. Er ist sich darüber im Klaren, dass am Jom Kippur gefastet werden sollte und Schweinefleisch grundsätzlich unkoscher ist. Und er weiß, was „Slichot“ sind. Was er nicht bedacht hat, bekennt der Beter eines biblischen Psalms: „Der Hüter Israels schläft noch schlummert nie!“ „Slichah“ ist das hebräische Wort für „Entschuldigung“. „Slichot“ sind wörtlich übersetzt Entschuldigungen, Bitten um Vergebung, unter dem Leitmotiv: „Vater, wir haben gesündigt. Sei uns gnädig!“ In Nachlaot werden kurz nach vier in der Früh die ersten Fenster der engen Gassen hell. Fromme Frühaufsteher machen sich auf den Weg in die Synagoge. Sephardische Juden beginnen bereits im Monat Elul,



Slichot und Jamim Nora'im

Ein Ruf zur Versöhnung

dem letzten Monat des jüdischen Jahres, die Bußgebete zu beten. Aschkenasische Juden fangen je nach Tradition irgendwann in den zwei Wochen vor Rosch HaSchanah an, spätestens jedoch vier Tage vor Neujahr. Bis zum 10. Tag des Monats Tischrei, dem Jom Kippur, prägen die Slichot, außer an den beiden Neujahrstagen, die frühen Morgenstunden in den Synagogen. Früher war „Nachlaot“, das übersetzt „Erbgrundstücke“ heißt und heute im Zentrum von Westjerusalem liegt, eigentlich viele kleine Siedlungsflecken. Da gab es Syrer und Türken, Griechen und Jemeniten, alles Juden, die ihre Kultur, Eigenarten, Dialekte und Bräuche mitgebracht haben. Ende des 19. Jahrhunderts waren sie ins Land Israel gekommen, aus dem Irak, Arabien, Persien und Nordafrika, aber auch aus Osteuropa. Jede Gemeinschaft baute ihre eigene Synagoge.

Wenn man zur Zeit der Slichot am frühen Morgen durch die stillen Gassen geht, erspürt man auch heute noch die Unterschiede: den Wechselgesang der „Urfalim“, die aus dem Ort Urfal in Kurdistan kamen. In regelmäßigen Abständen fallen die Beter dem Vorsänger ins Wort. Unter dem Fenster der jemenitischen Juden hört man deren gemeinsames Singen. Wenige Meter weiter klingt das individualistische Murmeln der aschkenasischen Orthodoxen durch die finsternen Gemäuerschluchten. In der Adas-Synagoge mit den Wandmalereien und der geschnitzten Stürnwand taucht man

unversehens in die Welt des mittelalterlichen Aleppo.

Die Slichot sind ein Brauch, eine jüdische Sitte, keine Gesetzesvorschrift. Sie werden deshalb in der Regel ohne Tallit, den traditionellen Gebetsmantel gesprochen, und – was entscheidend ist! – sie sind freiwillig, kein Zwang. Deshalb haben die unterschiedlichen Mentalitäten auch mehr Ausdrucksfreiheit. Lebensfrohe orientalische Juden betonen die Vergebung ihres himmlischen Vaters und deuten die Buchstaben des Monatsnamens Elul als Anfangsbuchstaben des Satzes: „Ani LeDodi uDodi Li“ – „Ich gehöre meinem Geliebten und mein Geliebter gehört mir.“ Strenge osteuropäische Juden hören in derselben Buchstabenfolge völlig zerknirscht die Worte: „Oi Li ULeJitzri“ – „Wehe mir und meinem (bösen) Trieb.“

Die jüdische Tradition verankert diese Bußzeit in der Heiligen Schrift. Nachdem sich Israel das Goldene Kalb gemacht hatte, soll Mose am ersten Tag des Monats Elul wieder den Berg Sinai bestiegen haben, um vor Gott die Vergebung der Sünden des Volkes zu erbitten. Vierzig Tage später kehrte er exakt am zehnten Tischrei, dem Großen Versöhnungstag, wieder zurück. Er brachte die beiden steinernen Gesetzestafeln mit, als Zeichen der erneuerten Gnade Gottes. Als es noch keine Wecker und zur rechten Zeit piepsende Armbanduhren gab, so erzählt man sich, soll ein Weckdiener mit Laterne durch die wenigen Viertel außerhalb der Altstadtmauern von Jerusalem gelaufen sein, durch Nachlaot, Mea Shearim und Jemin Mosche. Um drei Uhr morgens schrie er gnadenlos: „Slichooooot, Slichooooot!“ Damals sei auch noch jedermann aufgestanden, Alt und Jung, um Slichot zu sagen. Heute huscht nur noch Reb Salman durch



die dunklen Sträßchen. Er ermahnt ungestüme Schulkinder, die die Slichot als Gelegenheit genutzt haben, eine Nacht ohne Aufsicht durchzumachen, mit strengem Blick, aber offensichtlich wenig erfolgreich, Rücksicht auf die Anwohner zu nehmen und still zu sein.

In diesen frühen Morgenstunden sind in Nachlaot die letzten Überreste der jüdischen Kulturenvielfalt zu erfahren. Sie konnten dem Juden Hass ihrer Nachbarn ins Gelobte Land entkommen. Dafür werden sie jetzt unerbittlich vom kulturellen Schmelztiegel des modernen Israel verschlungen. Neugierig sind in den frühen Morgenstunden zwischen Rosch HaSchanah und Jom Kippur Schulklassen, Touristengruppen und ganze Soldateneinheiten in Nachlaot unterwegs, um etwas von dieser verschwindenden Welt zu erhaschen.

Viele Synagogen haben sich auf den Ansturm der jungen Israelis, die ihre Kultur vergessen haben, vorbereitet. Sie bieten am Eingang Kippot, die kleinen runden Kopfbedeckungen an, weil ein Mann einen gottesdienstlichen Raum im Judentum nicht mit unbedecktem Kopf betreten darf. Die ultra-orthodoxen, schwarz-gekleideten Aschkenasen sind nicht so gut organisiert. Bei der Frage nach einer Kippa sieht sich der alte Rebbe etwas hilflos um, hebt dann aber mit einem verschmitzten Lächeln seinen schmierigen Hut und zieht seine eigene schwarze Jarmulke darunter hervor. Dass der junge Mann, dem er liebevoll seine Kopfbedeckung leiht, gar kein Jude ist, kümmert ihn nicht.

Nach dem Schacharit, dem Morgengebet, wird wieder das Schofarhorn geblasen. Der

Schall des Widderhorns ist ein Weckruf an jeden, der geistlich eingeschlafen ist. Vor allem aber verkündet er die Wiederherstellung all dessen, was ins Ungleichgewicht geraten ist, die Freilassung aller Gebundenen (vergleiche Jesaja 61).

„Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue, der da Tausenden Gnade bewahrt und vergibt Missetat, Übertretung und Sünde, aber ungestraft lässt er niemand, sondern sucht die Missetat der Väter heim an Kindern und Kindeskindern bis ins dritte und vierte Glied“ (2. Mose 34,6f), erinnern sich die Beter an die Begegnung Moses mit dem lebendigen Gott auf dem Berg Sinai, wo ebenfalls der Schofar ertönte.

Die jüdische Schriftauslegung sieht darüber hinaus eine Beziehung des Schofars mit dem Widder, den Abraham einst anstelle seines einzigen Sohnes auf dem Berg Moriah geschlachtet hatte (1. Mose 22) und weist so hin auf das Kommen des Messias und die Auferstehung von den Toten.

Die ersten zehn Tage des jüdischen Jahres sind Tage der Umkehr. Auf Hebräisch werden sie „Jamim HaNora'im“, „Ehrfurcht gebietende Tage“ oder auch „Furcht erregende Tage“, genannt. Gott öffnet die Bücher. Die Völker müssen Rechenschaft ablegen. Der Sabbat, der in diese Zeit fällt, ist der „Schabbat Schuvah“, der „Sabbat der Umkehr“. Ein Text aus Hosea 14,2 10 wird verlesen, der mit den Worten beginnt: „Bekehre dich, Israel, zu dem Herrn, deinem Gott; denn du bist gefallen um deiner Schuld willen...“

Johannes Gerloff

Vergesse ich dich, Jerusalem, so verdorre meine Rechte



Der Gott der Bibel ist ein zutiefst widersprüchlicher Gott. Einerseits begegnet Er uns als der Schöpfer des gesamten Universums und steht somit außerhalb der Schöpfung, ist also transzendent. Andererseits greift Er aber immer wieder aktiv ins Geschehen innerhalb Seiner Schöpfung ein und ist demnach immanent. Diese Gegensätzlichkeit gipfelt schließlich in Seiner eigenen Menschwerdung (vgl. Joh 1,14). Bis zu diesem Zeitpunkt allerdings war das sichtbarste und zugleich wichtigste Zeichen Seiner irdischen Gegenwart der Tempel in Jerusalem. Ein Ort, der jedoch weit mehr war als nur ein Symbol für den Bund zwischen Gott und Seinem Volk. Wie der Alttestamentler Gary Anderson¹ zeigen konnte, war der Tempel letztlich der einzig legitime Ort, an dem man seiner Freude – hebr. שמחה (simcha) – öffentlich Ausdruck verleihen konnte. Das zeigt sich etwa daran, dass die Psalmen Themen wie Musik, Gesang, Lobpreis usw. durchweg im Zusammenhang mit dem Tempel erwähnen, wohingegen sie Themen wie Trauer, Leid und Schmerz ausschließlich außerhalb des Tempels verorten.

Vor diesem Hintergrund erscheint die an die Juden adressierte Aufforderung „Singt uns eins der Zionslieder!“ in Psalm 137, Vers 3 geradezu zynisch. Immerhin stammt sie offenkundig aus dem Mund der Babylonier, also genau jener Menschen, von welchen die Juden erst kurz zuvor aus Israel deportiert worden waren. Bedenkt man zudem, dass mit den erwähnten „Zionsliedern“ höchstwahrscheinlich liturgische Gesänge gemeint sind, die im Zusammenhang mit den dreimal jährlich in Jerusalem stattfindenden Pilgerfesten stehen, wird die Frage durchaus nachvollziehbar, mit welcher der Psalmist antwortet: „Wie sollten wir des HERRN Lied singen auf fremder Erde?“ Dass diese Frage nur rhetorisch verstanden werden kann, daran lässt der folgende Satz keinen Zweifel. Bis heute handelt es sich bei Psalm 137, Vers 5 um einen der populärsten und zugleich missverständlichsten Verse des gesamten Buches. Nicht zuletzt durch Theodor Herzls Verwendung dieser Worte gewannen sie erneut an Aktualität. Dieser hatte nämlich nicht nur in seiner berühmtesten Publikation „Der Judenstaat“, sondern

auch später noch laut darüber nachgedacht, einen jüdischen Staat als Alternative zum damaligen Palästina ggf. an einem anderen Ort zu errichten, woraufhin ihm von einigen Zionisten Verrat an der jüdischen Tradition vorgeworfen wurde. Diesen Vorwurf wies er jedoch entschieden zurück, indem er den genannten Psalmvers zitierte, welcher in der wohl bekanntesten deutschen Übersetzung (Luther 1984) so lautet: „Vergesse ich dich, Jerusalem, so verdorre meine Rechte.“

Nun ist allerdings darauf hinzuweisen, dass das Wort „verdorren“ im hebräischen Original gar nicht vorkommt. Stattdessen steht hier sowohl im ersten als auch im zweiten Teil des Verses dasselbe Verb, nämlich שָׁכַח („vergessen“). Während allerdings im ersten Teil offensichtlich ist, wer was vergisst („vergesse ich dich, Jerusalem“) so scheint im zweiten Teil ein Objekt zu fehlen. Zwar ist klar, wer etwas vergisst, nämlich „meine Rechte“, allerdings ist nicht das was klar. Die altehrwürdige King James Bible fügt deshalb an dieser Stelle ein „her cunning“ hinzu. D. h. die Übersetzer gingen davon aus, die rechte Hand vergesse ihre Fähigkeit („her cunning“), Saiteninstrumente zu spielen, von denen auch eines in Vers 2 erwähnt wird. Diese Einfügung passt also gut zum Kontext des Psalms, bleibt aber dennoch eine Ergänzung, die im Urtext nicht vorkommt.

Die älteste bekannte Bibelübersetzung, die griechische Septuaginta, schlägt deshalb einen anderen Weg ein. Statt ein Objekt

hinzuzufügen, macht sie aus dem aktiven „vergesse meine Rechte“ kurzerhand ein passives „werde meine Rechte vergessen“. Das entspricht zwar nicht der Grammatik des hebräischen Originals, mag sinngemäß aber durchaus die Kernaussage des Verses wiedergeben. Das hebräische Wort תִּשְׁכַּח (tischkach) kann nämlich entweder als Futur verstanden werden – „er/es wird vergessen“ – oder als Imperativ – „vergiss!“. Sollte Letzteres der Fall sein, würde sich die Frage stellen, an wen sich diese Aufforderung richtet.

Nun taucht zwei Verse später noch einmal eine ganz ähnliche Aufforderung auf. Allerdings lautet diese nicht „vergiss!“, sondern im Gegenteil „erinnere dich!“. Die Parallele zwischen den beiden Versen ist also schwer zu übersehen. Aber mehr noch, die Aufforderung in Vers 7 richtet sich zweifelsfrei an Gott. Es ist also naheliegend, davon auszugehen, dass dasselbe auch für Vers 5 gilt. Aber weswegen sollte Gott „meine Rechte“ vergessen? Und noch viel wichtiger: Kann der allwissende Gott überhaupt etwas vergessen?

Tatsächlich wird dieses Paradoxon mit Mitteln menschlicher Logik wahrscheinlich nicht befriedigend zu beantworten sein. Allerdings scheint es schwer vorstellbar, dass ein Gott, der von sich selbst sagt, sämtliche Haare aller Menschen gezählt zu haben (vgl. Mt 10,30), eine ganze Hand einfach so vergessen sollte. Genau hierin liegt möglicherweise auch der Schlüssel zum Verständnis des Verses. So unvorstellbar es ist, dass Gott jemandes Hand vergisst, so unvorstellbar ist dem Psalmisten offenbar die Vorstellung, er könne Jerusalem vergessen. Immerhin ist Jerusalem, dank des dortigen Tempels, das ausdrückliche Symbol von Gottes irdischer Gegenwart und Macht. Ähnliches gilt für die rechte Hand eines Menschen. Gerade in

einer Zeit und Kultur, in der Hygieneartikel wie etwa Toilettenpapier noch völlig unbekannt waren und entsprechende Aufgaben von der linken Hand übernommen werden mussten, erhielt die rechte Hand eine außerordentliche Bedeutung. Mit ihr konnten etwa Verträge geschlossen, Schwüre geleistet und natürlich auch Kriege geführt werden. D. h. die rechte Hand steht, wie kein Körperteil sonst, für die Macht eines Menschen. Genauso wie Jerusalem, wie keine Stadt sonst, für die Macht Gottes steht.

Allerdings wäre die Macht Gottes eine Illusion ohne Seine Gegenwart. Somit hat die Sehnsucht nach dem irdischen Ort Seiner Gegenwart dem jüdischen Volk über Generationen eine gemeinsame Identität verliehen. Diese Sehnsucht schlägt sich auch in der Nationalhymne Israels nieder, wo es heißt: „Unsere Hoffnung ist nicht verloren, die Hoffnung, zweitausend Jahre alt, ein freies Volk zu sein, in unserem Land, im Lande Zion und in Jerusalem.“ Dabei ist die Passage „unsere Hoffnung ist nicht verloren“ (לֹא אֲבָדָה תְּקוּמוֹתֵנוּ) eine Anspielung auf Jecheskel (Hesekiel) 37, Vers 11, wo die das Volk Israel repräsentierenden Totengebeine zueinander sprechen: „und unsere Hoffnung ist verloren“ (וְאֲבָדָה תְּקוּמוֹתֵנוּ). Die Nationalhymne nimmt also inhaltlich das vorweg, was bei Jecheskel im folgenden Vers verheißt wird, nämlich dass Gott Sein Volk wieder sammeln und nach Israel mit seinem geistlichen Zentrum Jerusalem zurückbringen wird.

Und doch ist Jerusalem weit mehr als „nur“ das Symbol einer nationalen Hoffnung. Während die Hoffnung auf die Zukunft hin ausgerichtet ist, ist Jerusalem zugleich auch ein Zeugnis für Gottes Handeln in der

Vergangenheit. Wer die Stadt schon einmal besucht hat, wird das nachvollziehen können. Man stolpert als Besucher regelrecht über die Geschichte Gottes mit Seinem Volk. Praktisch jeder Stein der Stadt erzählt ein bestimmtes Kapitel ihrer Vergangenheit. Genau diese wird dadurch nicht nur sichtbar, sondern erlebbar. Das ist es, was der deutsch-jüdische Philosoph Walter Benjamin² als Aura zu bezeichnen pflegte: die spürbare Einmaligkeit des Ortes.

Darüber hinaus weisen rabbinische Traditionen darauf hin, dass die Endung des hebräischen Namens für Jerusalem, nämlich Jeruschalajim (ירושלים), klar anzeigt, dass es sich um ein Dual handelt. D. h. dass es sich ähnlich wie bei den Worten jadajim (ידיים = „Hände“), raglajim (רגליים = „Füße“), osnajim (אוזניים = „Ohren“), ejnajim (עיניים = „Augen“) auch um ein Paar handeln muss, nämlich um ein irdisches und ein himmlisches Jerusalem. Von Letzterem ist bekanntermaßen auch in Offenbarung, Kapitel 21 die Rede, und zwar wird es hier als die Wohnstatt Gottes mit den von Ihm Erlösten beschrieben. Jerusalem wird somit zum Ziel nicht nur jüdischer, sondern auch christlicher Hoffnung. Deshalb ist Psalm 137, Vers 5 auch für Nichtjuden von großer Bedeutung: „Wenn ich dich vergesse, Jerusalem, so werde vergessen meine Rechte!“

Magnus J. Großmann

¹ Anderson GA 1991. The Praise of God as Cultic Event. In Olyan SM and Anderson GA (Hrsg.) *Priesthood and Cult in Ancient Israel*. Sheffield, UK: JSOT Press. S. 15-33.

² Benjamin W 2011 [1936]. *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. Ditzingen, D: Reclam.



Auferstehung Israels



Alle aufrichtig gläubigen Menschen erwarten seit Jahrhunderten die Wiederkunft des Messias. Und manch einer hat sogar versucht, das genaue Datum dieses Ereignisses auszurechnen. Straßenprediger verkündigen seit Jahrzehnten Sein baldiges Kommen. Was sind denn die Zeichen der Wiederkunft des Messias? Auf die Frage Seiner Jünger bezüglich des Weltendes sagte Jeschua: „An dem Feigenbaum aber lernt ein Gleichnis: Wenn jetzt seine Zweige saftig werden und Blätter treiben, so wisst ihr, dass der Sommer nahe ist. Ebenso auch: wenn ihr seht, dass dies geschieht, so wisst, dass er nahe vor der Tür ist. Wahrlich, ich sage euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht.“ (Mk 13,28-30)

Was meinte Er damit? Der Feigenbaum, ebenso wie die Weintrauben, waren den Jüngern als biblische Bilder für Israel bekannt. So heißt es z. B. in Hosea 9,10: „Ich fand Israel wie Trauben in der Wüste und sah eure Väter wie die ersten Feigen am Feigenbaum ...“ Oder bei Joel 1,7: „Es verwüstet meinen Weinstock und frisst meinen Feigenbaum kahl, schält ihn ganz und gar ab, dass seine Zweige weiß dastehen.“ Jeschua sagt also, dass man auf Israel schauen soll. Wenn Israel nach dem Winterschlaf der Zerstreung wieder „Blätter treibt“ und aufblüht, dann steht bald das „Gnadenjahr des Herrn“ vor der Tür. Dann „fängt alles

an zu geschehen“. Der Leibarzt des preussischen Königs Friedrichs des Großen soll auf die Bitte des Monarchen, ihm Beweise für die Existenz Gottes zu nennen, gesagt haben: „Die Juden, Eure Majestät.“ Tatsächlich berichten die ersten elf Kapitel der Schrift von der Geschichte der Menschheit, während es ab dem 12. Kapitel um Israel und seinen König, den Messias, geht, der dem Menschen das verlorene Paradies in Seinem ewigen Reich zurückgeben wird. Das auserwählte Volk Gottes und Sein Land stehen im Mittelpunkt der meisten Prophetien, Verheißungen und Verträge (Bünde) – von der Entstehung des Volkes bis hin zu seiner Errettung. Vor diesem Hintergrund werden die Pläne Gottes für die anderen Nationen und den heiligen Rest aus den Völkern offenbart. Genauso sieht es in den neutestamentlichen Büchern aus: Die wichtigsten Ereignisse entwickeln sich in Israel und erst ab dem zehnten Kapitel der Apostelgeschichte lesen wir von der Taufe des ersten Nichtjuden. Im 15. Kapitel denken die Apostel über den Lebenswandel der Nichtjuden nach, die zum Glauben an den Messias Israels kommen. Erst im Jahr 325 u.Z. trennte das Konzil von Nicäa die an Jeschua Gläubigen von ihrer Wurzel, dem Judentum, und legte den Grundstein zu einer neuen Religion – ohne Juden und deren Traditionen – mit einem „neuen Israel“.

Aber es gibt keine unterschiedlichen Götter für Israel und die Heiden. Ebenso gibt es nur einen Weg, die Wahrheit und das Leben, nämlich Jeschua. Denn es steht geschrieben: „In keinem andern ist das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir sollen selig werden.“ (Apg 4,12) Gott ist ein und derselbe, und Sein Erstling Israel ist ein und derselbe. Auch wenn Zweige dazugekommen sind, ist die Wurzel dieselbe geblieben. Und wenn Gott heute sein Werk am Leib des Messias tut, dann tut Er es erst recht auch am Volk Israel. „Denn Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen.“ (Röm 11,29) Wie schade, dass viele „eingepfropfte Zweige“ sich schämen, Teil des „Feigenbaums“ Gottes zu sein!

Der israelische Schriftsteller und Journalist Amos Oz schreibt: „Jude zu sein bedeutet mitfühlen und mitleiden: Wo auch immer Juden verfolgt oder gefoltert werden, bedeutet es, dass du verfolgt und gefoltert wirst.“⁴¹

Aus solchem Mitfühlen sollte auch das entsprechende Verhältnis zum Staat Israel erwachsen. Wenn ich ihn auch nicht als meinen eigenen Staat empfinde, so betrachte ich ihn doch als das Werk Gottes. Dazu muss ich das heutige Israel allerdings im Lichte des Wortes und des Plans Gottes sehen.

Bereits im 1. Buch Mose 17,8 gibt Gott

Abraham ein Versprechen, das Er auch zum gegebenen Zeitpunkt eingelöst hat, da Er Seinem Wort treu ist: „Und ich will dir und deinem Geschlecht nach dir das Land geben, darin du ein Fremdling bist, das ganze Land Kanaan, zu ewigem Besitz und will ihr Gott sein.“ Da Israel aber den Bund gebrochen hat, verzögerte sich die Erfüllung dieser Verheißung um einige tausend Jahre. Und schließlich, vor 70 Jahren, gab Gott die Besitzrechte über Sein Land dem Volk Israel wieder zurück. Von diesem Ereignis weissagte 2600 Jahre zuvor der Prophet Hesekiel. Er sah ein Feld voller verdorrter Totengebeine. Die Totengebeine sind hier nicht das Bild für die Auferstehung der Heiligen, sondern für Israel. Wir lesen in Hesekiel 37,11: „Du Menschenkind, diese Gebeine sind das ganze Haus Israel. Siehe, jetzt sprechen sie: Unsere Gebeine sind verdorrt und unsere Hoffnung ist verloren und es ist aus mit uns.“ Der Prophet war verwundert über die Frage, die an ihn gerichtet wurde: „Ob diese Gebeine wieder lebendig werden?“ Und er antwortet: „HERR, mein Gott, du weißt es.“ Mit anderen Worten: Du bist der Einzige, der so ein Wunder vollbringen kann. In der Tat ist die Wiederherstellung des Staates nach 2000 Jahren Zerstreung ein Wunder! Der erste Ministerpräsident Israels Ben Gurion sagte: „Wer nicht an Wunder glaubt, kann in Israel nicht als Realist gelten“.



Und in Jesaja 66,8-11 wird dieses Wunder mit folgenden Worten beschrieben: „Wer hat solches je gehört? Wer hat solches je gesehen? Ward ein Land an einem Tage geboren? Ist ein Volk auf einmal zur Welt gekommen? Kaum in Wehen, hat Zion schon ihre Kinder geboren. Sollte ich das Kind den Mutterschoß durchbrechen und nicht auch geboren werden lassen?, spricht der HERR. Sollte ich, der gebären lässt, den Schoß verschließen?, spricht dein Gott. Freuet euch mit Jerusalem und seid fröhlich über die Stadt, alle, die ihr sie lieb habt! Freuet euch mit ihr, alle, die ihr über sie traurig gewesen seid. Denn nun dürft ihr saugen und euch satt trinken an den Brüsten ihres Trostes; denn nun dürft ihr reichlich trinken und euch erfreuen an dem Reichtum ihrer Mutterbrust.“ Wir alle sind nun Zeugen dieses Wunders. Welch eine Ehre!

Hesekiel war gehorsam und verkündete dieses wunderbare Ereignis: „So spricht Gott der HERR zu diesen Gebeinen: Siehe, ich will Odem in euch bringen, dass ihr wieder lebendig werdet. Ich will euch Sehnen geben und lasse Fleisch über euch wachsen und überziehe euch mit Haut und will euch Odem geben, dass ihr wieder lebendig werdet; und ihr sollt erfahren, dass ich der HERR bin.“ (Hes 37,5-6)

Die verdorrten Gebeine werden wieder lebendig, aber nicht vom Heiligen Geist,

wie manche denken, sondern vom „Geist des Lebens“ (hebräisch: neschama). Das ist der gleiche Geist (Odem), den Gott in die Nase Adams blies, als Er ihn schuf. Es geht hier um die Auferweckung Israels zum Leben. Die Gebeine sind übrigens nicht sofort lebendig geworden. In dem besagten Kapitel wird ein schrittweiser Prozess beschrieben: „Und ich weissagte, wie mir befohlen war. Und siehe, da rauschte es, als ich weissagte, und siehe, es regte sich und die Gebeine rückten zusammen, Gebein zu Gebein. Und ich sah, und siehe, es wuchsen Sehnen und Fleisch darauf und sie wurden mit Haut überzogen; es war aber noch kein Odem in ihnen.“ (Hes 37,7-8)

Genauso vollzieht sich der Wiederaufbau Israels: zuerst das Land, dann die Rückkehr des Volkes und der Fortschritt. Doch nicht alle Menschen haben den Geist Gottes, auch wenn viele dies gern sehen würden. Ist aber ein Teil der Prophezeiung in Erfüllung gegangen, so wird sich auch der Rest erfüllen, wie es im Vers 14 heißt: „Und ich will meinen Odem in euch geben, dass ihr wieder leben sollt, und will euch in euer Land setzen, und ihr sollt erfahren, dass ich der HERR bin. Ich rede es und tue es auch, spricht der HERR.“ Dieser Prozess ist schon voll im Gange. Die Ausbreitung der messianischen Bewegung im Land Israel ist nicht zu übersehen. Wenn der

Zionismus mit solch säkularen Juden wie Herzl begonnen hat, so sind heute auch Heilige in den Reihen dessen Anhänger zu finden. Sie sind es, die seit über 50 Jahren das Evangelium der Hoffnung im Land Israel kundtun. In Hesekiels Vision gibt der „Geist“, der Odem Gottes, die Hoffnung, dass die Gebeine Israels wieder lebendig werden. Im Vers 21 sehen wir das deutliche Zeichen für den Beginn der geistlichen Erneuerung Israels, nämlich die Rückkehr der Zerstreuten: „Siehe, ich will die Israeliten herausholen aus den Heiden, wohin sie gezogen sind, und will sie von überall her sammeln und wieder in ihr Land bringen ...“ Und eben dies kann die ganze Welt heute beobachten!

Israel besitzt heute ein eigenes Land – kein fremdes, sondern das von Gott versprochene. Israel verfügt über eine starke Armee, erringt wissenschaftlich-technische Fortschritte und befindet sich im Prozess der geistlichen Erneuerung. Und wenn auch noch nicht die ganze Prophetie in Erfüllung gegangen ist, so glauben wir an den, der „redet und es auch tut“ (Vers 14).

Eine Prophetie ist nicht nur eine Vorhersage, sondern auch eine Botschaft von Gott. Hesekiel bekommt einen wundersamen Auftrag: „Weissage über diese Gebeine und sprich zu ihnen: Ihr verdorrten Gebeine, höret des HERRN Wort!“ (Hes 37,4) Hesekiel soll zu verdorrten Gebeinen, zu leblosen Toten predigen! Er gehorcht, und das Ergebnis ist Leben! Wie das möglich ist? Das Wort Gottes hat unsere Welt aus dem Nichts geschaffen. „Gott sprach, und es geschah so.“ (1.Mo.1,9) Deswegen werden auch vordorrte Gebeine wieder lebendig. Es gibt ein jiddisches Sprichwort: „Wenn Gott will, schießt auch ein Besen.“ Was können wir daraus lernen? Die verdorrten Gebeine sind das Bild für Israel in der Zeit Hesekiels.

Heute ist es das Bild für alle, die sich in den Gräbern des Unglaubens, des Götzendienstes und der Sünde befinden. Auch heute haben wir immer wieder das Gefühl, dass unsere Predigt und unser Zeugnis für Israel ebenso vergeblich sind, wie das Ansprechen toter Gebeine. Doch so, wie Hesekiel sich im Gehorsam an die verdorrten Gebeine im Feld wandte, so ist auch unsere Aufgabe heute, Israel die Botschaft der Hoffnung und des Trostes zu bringen und zu verkünden, dass Gott Wunder tut: Er gibt Seinen Segen, Seine Verheißungen, Seine Barmherzigkeit und Sein Heil wieder und bläst Seinen Geist, Seinen Odem in die geistlich toten Körper, wie er dies bereits seit Jahrtausenden mit Millionen von Menschen durch das Wort Gottes tut!

Das Wort Gottes, das wir Israel predigen, baut auf, macht wieder lebendig und tut Wunder. So lesen wir es beim Propheten Jesaja: „Denn gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin zurückkehrt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und lässt wachsen, dass sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen, so soll das Wort, das aus meinem Munde geht, auch sein: Es wird nicht wieder leer zu mir zurückkommen, sondern wird tun, was mir gefällt, und ihm wird gelingen, wozu ich es sende.“ (Jes 55,10-11)

Elijahu Mazl

¹Frei übersetzt aus dem Russischen. Quelle: Амос Ос. Понятие отечества «22», 1978, № 1, с. 30

“As och un weh zu meine zores!”

אז אוך און וי צו מינע צארעס

Ach und Weh zu meinen Leiden

Diese Redensart bringt das irdische Leiden zum Ausdruck, welches jedem Menschen im Leben widerfährt. Mose, der Mann Gottes, hat es in seinem Gebet sehr weise ausgedrückt: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und was daran köstlich scheint, ist doch nur vergebliche Mühe; denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon.“ (Ps 90,10)

In Zeiten der Not stellen viele Menschen die Frage: „Sieht Gott mich etwa nicht?“ Selbst tiefgläubige Menschen sind nicht gefeit gegen Leid und Schmerzen. Jeschua warnte seine Jünger: „Das habe ich mit euch geredet, damit ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ (Joh 16,33) Seine Nachfolger haben Hoffnung und Trost. Sie haben jemanden, zu dem sie mit ihrem „Ach und Weh“ gehen können. Er hat den Tod überwunden, der Tod konnte Ihn nicht im Grab festhalten.

Beim Propheten Jesaja lesen wir: „Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ (Jes 53,4-5) Manche denken, dass Jeschuas Kreuzestod kein besonderes Leiden gewesen sei. Viele andere Menschen haben einen ähnlichen oder sogar schlimmeren Tod erleiden müssen. Doch der Gipfel Seines Leidens war nicht der körperliche, sondern der seelische Schmerz, der sich in Seinem lauten Schrei äußerte: „Mein Gott, mein Gott, warum

hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34) Die ganze Last aller je begangenen Sünden der Menschheit wurde in diesem Moment auf das heilige, sündlose Lamm Gottes gelegt. Und der Eine, mit dem Er EINS war und ist, wandte sich ab von Ihm und verließ Ihn bis zur Zeit der Versöhnung. Es gibt keinen größeren Schmerz und keine größere Not, als vom Höchsten verlassen zu werden! Jeschua nahm das auf sich, was uns nach dem Tod zugestanden hätte: die ewige Trennung von unserem Schöpfer.

Wenn es uns einmal wieder danach ist, „As och un weh zu meine zores!“ zu rufen, sollten wir uns an die Worte von Jeschua erinnern: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“ (Mt 11,28-30) Wenn wir in Seinem Namen beten, werden wir beständig Trost und „Ruhe für unsere Seelen“ finden.

Léon Bonnat – Hiob (1880)



SCHATZTRUHE DER WEISHEIT

In deinen Toren, Jerusalem

Von David, ein Wallfahrtslied. Ich freute mich über die, die mir sagten: Lasset uns ziehen zum Hause des HERRN! Nun stehen unsere Füße in deinen Toren, Jerusalem. Jerusalem ist gebaut als eine Stadt, in der man zusammenkommen soll, wohin die Stämme hinaufziehen, die Stämme des HERRN, wie es geboten ist dem Volke Israel, zu preisen den Namen des HERRN. (Psalm 122,1-4)

Als Jehuda Halevi, der große Dichter, alt wurde, begann ihm das schöne Land Spanien unleidlich zu werden und immer heftiger entbrannte in ihm die Sehnsucht nach dem Heiligen Land seiner Heimat. Ihm war, als müsse sein von Freuden und Leiden müd gehetztes Herz dort Ruhe finden, Ruhe vor dem Kampf seiner Zugehörigkeit zu Gott und der Welt, den er gekämpft hatte mit Tapferkeit, Innigkeit und vielen Niederlagen. Als müsse sein Ringen Erfüllung und Krone finden am Ziel seiner Sehnsucht – in deinen Toren, Jerusalem!

Und da der Wunsch in ihm zu mächtig wurde, beschloss er ins Heilige Land zu reisen und daselbst für den Rest seiner Tage zu bleiben. Die Stimmen seiner Freunde rieten ihm ab, sie wollten den Geliebten nicht verlieren und glaubten ihm dort keine Erfüllung beschieden, sondern letzte hoffnungslose Bitterkeit der Enttäuschung. Er aber wollte keine Stimme mehr hören als die überlaut verlangende seines Herzens, er nahm Abschied von seinen Freunden, küsste zum letzten Mal seine Tochter und das unterstehende Enkelkind und schiffte sich ein nach Palästina.

So zog er die Straße seiner Sehnsucht hinaus übers Meer, und das Meer lag rings um ihn, leuchtend in Farben, still und schön und weit wie die fern zurückliegenden Tage seiner hellen Kindheit, doch als das Schiff auf hoher See war, erhoben sich die Stürme, die Tiefen des Meeres brausten empor und warfen das Schiff in Finsternissen umher – wie die bitteren Wellen der Schmerzen und Nöte, darin seine Jünglingsjahre fast untergegangen waren – und er saß und weinte aus greisen Augen nieder in die

stürzende Flut und flehte: „Verwerft mich nicht, lasst mich heimkommen.“ Das Schiff aber konnte im Sturm nicht seinen Hafen gewinnen und landete in Alexandria, und Jehuda Halevi stieg ans Land, um von hier aus seine Reise fortzusetzen.

Als aber die Juden von Alexandria vernahmen, dass der berühmte und beliebte Dichter Spaniens angekommen war, gingen sie ihm entgegen, und Rabbi Aaron, der reichste Mann der Gemeinde, lud ihn in sein Haus. Da umgaben ihn Herrlichkeit und Pracht des Orients, Rabbi Aaron erschöpfte sich in Festen, Ehre und Liebe für seinen Gast, und des Dichters schönheitsfreudige Augen sättigten sich zwischen goldenem Gerät, köstlich bunter Seidenpracht, reich blühenden Gärten und wunderbarer Schönheit, dass er sein strenges und inniges Ziel vergaß. Und wie seine Mannesjahre in Wohlhabenheit gestanden hatten, von Ruhm und Ehre übersonnt, so wurde dieser Aufenthalt in Rabbi Aarons Haus wie ein übersteigertes Spiegelbild davon, in allen Farben heißer und bunter, wie Märchen und Traum überstürzt. Und Widerschein der Jugend rührte an sein alterndes Herz mit Süßigkeit und Unzulänglichkeit der Liebe, doch zuletzt, wie laut auch die jubelnden Stimmen der Verehrer wurden, wie hell das Lachen der Frauen, wie süß das Lautenspiel und wie rauschend die Musik der Feste – lauter erhob sich die Stimme seiner alten Sehnsucht, das schmerzliche Begehren nach innerster Erfüllung – in deinen Toren, Jerusalem. Und er löste sich aus allen Armen, die ihn haben wollten, und nahm Abschied und zog weiter.

Doch war im ganzen Land schon die Ankunft des Dichters bekannt geworden, in den Städten, durch die er kam, eilten ihm die Juden entgegen und luden ihn ein und

hielten ihn zurück mit immer neuer Pracht ihrer Feste und Ehren. Da wurde sein Herz bang und aller Schönheit und Herrlichkeit überdrüssig, Gold und Edelsteine verbleichten ihm, aller Rausch der Freude ließ ihn in greisenhaften Zittern und konnte ihn nicht mehr durchglühen, und er erbehte, dass der Tod ihn ereile, ehe er den Staub Jerusalems geküsst habe, seine Gastfreunde sahen ihn in all dem Jubel unerfüllt stehen und fragten ihn dringend, welchen Wunsch er noch habe, was sie ihm noch tun könnten? Er aber antwortete ihnen; „Wenn ihr mir noch einen Wunsch erfüllen wollt, so entlasst mich, dass ich zu meinem Herrn gehe.“ Da konnten sie ihn nicht mehr halten und er eilte seinem Ziele entgegen. Und eines Tages gingen über ihm die Türme Jerusalems auf wie Sonnen mit goldenem Glanz, und er schritt durchs Tor, bebend in Erregung seines sehnsüchtigen hilfesusuchenden Herzens, seine Hände vor sich haltend wie eine zum Empfangen bereite Schale. Da jagte die Straße herauf ein Trupp reitender Araber mir erhobenen flatternden Wimpeln. Ihren kurzen Anruf achtete nicht der Versunkene. Was bedeutete es ihnen, dass unter den Hufen ihrer feurigen Rosse ein jüdischer Greis fiel... Sein sterbendes Angesicht sank in den Staub, sein Mund war zum Kuss auf der heiligen Erde - In deinen Toren, Jerusalem!

Jüdische Legende, nacherzählt von
Else Schubert-Christaller

Denn unser keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. (Römer 14,7-8)

Quellen:

- S. 3: Traditionelles synagogales Gebet.
S. 4: Russische Version des Interviews „Интервью с мессиянской конференции: Кухаровский Ростислав. О жизни и служении мессиянских евреев в Израиле“ mit freundlicher Genehmigung entnommen von ieshua.org
S. 11: Aus „Die Weisheit ruft. Zeugnisse von Rabbinern“. Abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Harald Fölsch.
S. 22: Abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Autors.
S. 33: Aus „In deinen Toren Jerusalem. Jüdische Legenden“ Nacherzählt von Else Schubert-Christaller, Eugen Salzer Verlag Heilbronn, 1916

Für den Inhalt der einzelnen Artikel und Leserbriefe tragen die jeweiligen Verfasser die Verantwortung.

Impressum:

Messianische Zeitschrift Menora

Finanziert durch freiwillige Spenden und kostenlos erhältlich.

Bankverbindung für Spenden:

Zeitschrift Menora
Landesbank BW
BLZ: 600 501 01
Konto-Nr.: 271 3560
IBAN: DE74600501010002713560
BIC: SOLADEST

Herausgeber:

Israelitische Messianische Gemeinde
„Adon Jeschua“ e.V.
Menora-Redaktion
Postfach: 300 570
70445 Stuttgart

www.adon-jeschua.de

An diese Adresse können Sie gerne Ihre Anregungen, Wünsche, Fotografien, Gedichte etc. senden.

Druck: Druckerei Mack GmbH

Adresse im Internet:

www.menora-online.de

Email-Adresse:

Zeitschrift@menora-online.de

Redaktion: Vorstand der IMG e.V.

Layout/Gestaltung: Vitali Fischbein

Korrektur: Nicolas Zimmermann, Olga Fischbein, Corinna & David Steffani, Magnus Großmann, Susanne Hardecker-Osterhoff, Anne Osterberg.

Fotos & Bilder in dieser Ausgabe:

Vitali Fischbein (Titel teilw., S. 4, 6, 7, 10, 11, 16-20, 30); jewwiki.net: Michael Kühntopf (Titel teilw.); Wikipedia: Jürgen Ludwig (Titel teilw.); unsplash.com: all bong (Titel teilw.); Johannes Gerloff (S.22-24); maim zormim YouTube Kanal (S.6-7); Eva-Maria-Falkenhagen (S.28); stockvault: Bjorgvin Gudmundsson (S.28); Léon Bonnat (S.32); Menora Archiv (S.33)

Übersetzung: Maria Wiens, Olga Fischbein

WWW.MENORA-ONLINE.DE

Dank Spenden
Kostenfrei zum
Mitnehmen